

Biblioteka Uniwersytecka
we Wrocławiu

1080863

II

Dürmayer

Reste altger-
manischer Glei-
tentums in un-
seren Tagen.

1883

H

224

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA
WE WROCŁAWIU

1080863 II

R e s t e
altgermanischen Heidentums
in
unseren Tagen.

Bearbeitet

von

Johann Durmayer.

Recensions-Exemplar!

Um Beleg wird dringend gebeten.

Nürnberg.

Verlag der Friedr. Kornischen Buchhandlung.

1883.

R e s t e
altgermanischen Heidentums
in
unseren Tagen.

Bearbeitet
von
Johann Durmayer.

H 224

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.
1883.

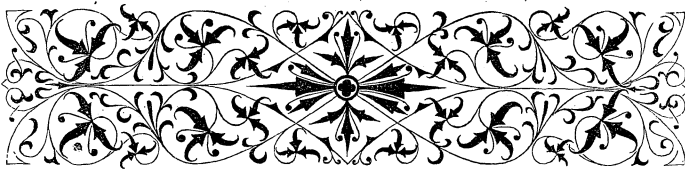


1080863

10808634

Druck von G. P. J. Zielsing (G. Dieck), Nürnberg.

R 1070/12



Tausend Jahre sind verflossen, seit Karl der Große die lange Reihe von Kriegen begann, welche neben der Unterwerfung der sächsischen Stämme auch deren Bekehrung zum Christentum als Ziel hatten; nur wenig kürzere Zeit ist es, daß Ludwig der Fromme durch die Kapitularien selbst das Wenige vernichten ließ, was Karl der Große aus alter Zeit retten zu wollen willens gewesen war, daß die Aufschreibungen der alten Sagen, welche Karl hatte herstellen lassen, dem Christentume geopfert wurden. Wohl haben die christlichen Missionäre schon vor tausend Jahren in Deutschland das Kreuz gepredigt und das deutsche Volk darf sich heute wohl mit Vorzug ein christliches nennen — nichtsdestoweniger gibt das Heidentum erst jetzt, auf allen Stellen vom Geiste überwunden, seine letzten Posten dem siegreichen Christentume und der neuen Zeit gegenüber auf, nichtsdestoweniger finden wir noch viele und deutliche Spuren des altgermanischen Heidentums, wenn sie schon allmählich seltener, unverständlicher werden und sich deshalb mehr und mehr verwischen. In dem Zeitalter der Eisenbahnen, des Telegraphen etc. etc. mit seinem gesteigerten Verkehrsleben, in einer Zeit, da die Kenntnis der Naturkräfte so große Sortschritte gemacht, ist es unmöglich geworden, daß Eigentümlichkeiten u. s. w. an bestimmten Orten, Personen, Gegenständen etc. sich festhalten.

Was wir Alten noch von unsern Großeltern an langen Winterabenden erzählen hörten und mit Bangen und Gruseln vernahmen, daß es sich unauslöschlich unserem Gedächtnisse einprägte — das unsern Kindern wieder zu erzählen, verbietet doch die Aufklärung! Und wie sollte es möglich sein, heute bei der in allen Gebieten nöti-

gen Haß und Unruhe noch jener Regeln zu gedenken, welche jeder Thätigkeit eine bestimmte Zeit vorschrieben! In keinem Jahrhunderte seit Karl dem Großen hat das Heidentum so viel an Terrain verloren, als in unserem; denn in keinem wurde es so allgemein angegriffen wie heute durch den über jeden Erdenwinkel hingetragenen Verkehr, dessen Einwirkungen insbesondere in den europäischen Ländern (etwa Rußland ausgenommen) sich kein Fleckchen mehr entziehen kann. Der Angriff auf das Heidentum ist aber nicht nur wegen seiner Allgemeinheit und Ausdehnung von so weit gehendem Erfolg begleitet, sondern wohl auch deshalb, weil er durch die immer mehr zunehmende Schulbildung der großen Masse des Volkes und durch die Bekanntmachung desselben mit den Naturwissenschaften, auf den Boden gerichtet ist, wo das Heidentum wurzelt, auf das Volk.

Sollen wir diesen Kampf, den die Aufklärung mit dem Heidentume eingegangen ist, begrüßen? sollen wir ihn bedauern? Wir werden ihn begrüßen, insofern derselbe uns veranlaßt, immer mehr bei uns selbst Einkehr zu halten und insofern er auf innere Heiligung des Menschen hinarbeitet — wir werden ihn aber auch bedauern müssen, da durch denselben allmählich jene Bande gelöst werden, durch welche wir noch mit unsern Altvordern verknüpft waren, da mit der Zeit nahezu alle Spuren verwischt werden, welche uns auf unsere Voreltern hinweisen, und da mit diesen auch ein Teil der Kunde verloren gehen muß, welche in ihnen über unsere Stammväter gegeben war.

Heute noch ist die Zahl jener Spuren, welche sich über das ganze Menschenleben hin zerstreut finden, eine nicht geringe. In allen Lebenslagen, Lebensaltern, bei vielen Verrichtungen, in einer großen Zahl von Ausdrücken, an vielen Gegenständen des täglichen oder festlichen Gebrauches werden wir Anklänge an das Heidentum finden, werden sie oft geradezu als demselben entlehnt bezeichnen müssen, obwohl der großen Masse des Volkes, ja auch dem Gebildeten das Bewußtsein des Zusammenhanges mit altgermanischem Heidentum längst entschwunden ist.

Jene graue Vorzeit an der Hand des noch jezt Bestehenden, Gebräuchlichen auch unsern Zeitgenossen wieder etwas aufzufrischen, soll die nachfolgende Abhandlung bezwecken. Vielleicht veranlassen

sie auch manchen, der Kunde unserer Ahnen mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als das bislang im allgemeinen geschah.

Die älteste Göttersage ist eine Allegorisierung der Vorgänge in der Natur. Das Gewaltigste und Schönste, das Surchtbarste und Lieblichste, was die Menschen vor sich sahen, waren die Vorgänge in der Natur. Der Sturm, der durch die Wälder brauste, die Wolken, welche am Himmel bald ruhig wie eine Herde weideten, bald wie wilde Ungeheuer sich aufstürmten und mit einander zu kämpfen schienen, der Blitz, der Donner, der befruchtende Regen, besonders der so viele Veränderungen bedingende Wechsel der Jahreszeiten, der sich schnell vollziehende Wechsel von Tag und Nacht und hauptsächlich das Mächtigste, die Sonne, welche das Dunkel verjagte und Licht und Leben werden ließ — das alles mußte die rege Phantasie unserer Altvordern reizen, es menschenhast nachzubilden und als Personen und Thaten darzustellen: das Leben der Natur wurde sinnbildlich ausgeführt, die Naturkräfte wurden in verklarte und verzerrte, bald in kolossalische, bald in winzig verzerrte Menschengestalten, die Naturerscheinungen in menschliche Handlungen und Dramen, besonders Kämpfe verwandelt. So z. B. wurde der Sonnenstrahl, weil er sticht, als ein abgeschnessener Pfeil, und die Sonne, von der er ausgeht, als ein Schütze betrachtet. Man gewann von der Sonne sehr leicht die Vorstellung „desjenigen, das wärmt oder brennt“, also des Wärmers und Brenners, vom Winde die Vorstellung desjenigen, der uns anbläst, des Bläfers, und in derselben Weise wurde die Wolke zum Netzer, der Mond zum Sackelträger u. s. w. Allerdings möchte es uns vielleicht scheinen, daß es gewagt sein dürfte, unseren Ahnen jene reiche Phantasie zuzugestehen, die zur Umwandlung von solchen Gegenständen und Vorgängen nötig ist; aber zeigen denn nicht auch Kinder den gleichen Reichtum der Phantasie, wenn sie einen Stock nehmen, um darauf zu reiten, wenn sie ihn mit allen Tugenden und Unarten eines Reitpferdes ausrüsten und für die Dauer des Spiels die Erkenntnis, daß es nur ein lebloses Stück Holz ist, worauf sie reiten, der Phantasie vollständig unterordnen! — Anfangs blieb auch das Bewußtsein wach, daß die Allegorie eigene Schöpfung sei, daß die Phantasie bei aller Tiefe und allem Ernste doch ein freies und heiteres Spiel mit ihren Göttern und Helden treibe, und daß das Ganze nicht für handgreiflich zu nehmen sei. Aber bald wurde die Ein-

kleidung der Naturvorgänge, die Allegorie, zur Rune, zur Geheimrede, deren Lösung nicht jeder Alters-, Ranges- oder Bildungsstufe zugänglich war. Kein Wunder deshalb, wenn später diejenigen, welche von den Mythen Kenntnis erhielten, ohne zugleich in die allegorische Bedeutung derselben eingeweiht zu sein, dieselben für wirklich nahmen. So wurden die Mythen Gegenstand des Glaubens, der Wahrheit und Dichtung zugleich war, Wahrheit dem Inhalte, Dichtung der Form nach.“)

Die ersten Götter waren also Gestirne und Elemente, deren Erscheinungen und Wirkungen theils als Wohlthaten empfunden wurden, theils Surcht und Schrecken erregten. Der Widerstreit der Elemente, der sich besonders in den nördlichen Gegenden deutlich bemerkbar macht, der Kampf von Finsternis und Licht, von Winter und Sommer, von Leben und Tod wurde zu einem Kampfe von Wesen gemacht, welche sich in Götter und Riesen theilten. Zu ihnen, die man bald sichtbar, bald unsichtbar neben sich in der Welt, besonders in der Natur, wirksam wähnte, und von denen man sich mehr oder weniger abhängig fühlte, wurde Krieg, Jagd, Ackerbau und Viehzucht, das öffentliche und Privatleben, jedes noch so kleine Unternehmen in Beziehung gebracht, die Phantasie verwebte das stets rege Wirken der Natur, sowie den Himmel mit seinen Erscheinungen mit dem irdischen Treiben. Nachdem nun einmal so das ganze Leben des Menschen, besonders jeder der wichtigsten Abschnitte desselben: wie Geburt, Hochzeit, Tod sich mit dem Glauben an jene allgewaltigen Naturwesen verbunden hatte, so ist es wohl natürlich, daß Erinnerung an jene Zeit, da der alte Glaube so tief im Leben wurzelte, noch lange Zeit, nachdem das Heidentum der christlichen Religion Platz gemacht, nachklingen. Es wird uns dies um so begreiflicher, wenn wir erwägen, daß das Christentum zunächst mit dem Glauben an **einen** Gott und dem Bekenntnisse Christi nur die durch bestimmte einfache Formen geregelte Verehrung desselben verlangte. Die christliche Belehrung konnte wohl anfangs nur sehr allgemein gehalten sein, weshalb dem Einzelnen immer noch Raum blieb, die von den Vätern vererbten und immer noch werten Vorstellungen festzuhalten, ja sie so-

*) Siehe „Einführung in die deutsche Götter- und Heldensage“ von J. Durmayer. Nürnberg. Korn.

gar mit der neuen Lehre des Christentums zu verbinden. Dort allerdings, wo die Belehrung eine eindringlichere zu sein vermochte, dort verschwand das Heidentum auch rascher und vollständiger; doch nicht ganz, denn auch das Christentum brachte viel Wunderbares mit, hatte für viel Wunderbares in der Natur keine Erklärung, nimmt die Existenz guter und böser Geister an — Grund genug, daß unsere neubekehrten Vorfahren sich das Christentum selbst nach ihren Gewohnheiten und Ansichten ummodelten und zurechtlegten und es eben nach ihrer Weise verstanden. Dazu kam noch, daß auch die Missionäre vielfach zur Erleichterung ihrer Aufgabe die im Volke vorhandenen religiösen Vorstellungen benützten, um mit und an diesen das Wesen der neuen Lehre zum Verständnisse zu bringen. Es konnte das auch um so leichter geschehen, als ja auch die christliche Lehre eine Lehre von dem Kampfe zwischen Licht und Finsternis, zwischen Leben und Tod, und Christus selbst uns der Inbegriff alles Lebens und Lichtes ist. Hatte man nun einmal den ersten Schritt gethan, hatte man die altheidnischen Vorstellungen selbst als Mittel zur Christianisierung benützt, so konnte man ganz wohl und ohne Schaden auch eine Reihe von Sitten und Gebräuchen, die im Volke festgewurzelt waren, weiter bestehen lassen — es bedurfte nur, sie im christlichen Sinne umzudeuten und dahin zu wirken, daß die neue, die christliche Auslegung derselben allgemein verbreitet und dem Volke recht oft zu Gehör gebracht wurde; die alte heidnische Auslegung mußte dann selbstverständlich mehr und mehr in Vergessenheit geraten und auch das Bewußtsein der heidnischen Abstammung jener Sitten und Gebräuche verloren gehen. Auf diesem Punkte waren wir nun in der That auch schon angelangt, als gelehrte Forscher der ältesten germanischen Literatur und Mythologie die Übereinstimmung manches heutigen — anscheinend christlichen — Brauches oder Sittes mit einem aus jener Urzeit erkannten und uns so erst eigentlich wieder in den Besitz unseres Eigentums setzten.

Unter den in der Göttersage vielfach genannten Riesen verstand man die maßlosen Naturkräfte, besonders die vier Elemente, weshalb man auch Berg-, Reis- oder Frost-, Wasser- und Feuerriesen unterschied. Sie heißen wegen ihrer maßlosen Wirkung, die sie, so lange sie uneingeschränkt bleiben, ausüben, Jötune von etan = essen. Das angelsächsische Wort ent heißt Riese, und diesem Begriffe ver-

denken noch heute eine große Anzahl von Ortschaften, Stüssen u. s. w. ihre Namen. Es soll nur an die Namen Entenschieß, Ettenschieß, Enns (ein wilder Alpenstrom), Entenweg (eine ehemalige Römerstraße, also ein großer, starker (fester), bedeutender Weg) erinnert werden.

Die Mythologie erzählt uns ferner von dem Senrirswolf, einem Sohne Lokis und eines Riesenweibes. Dieser war von den Asen gefesselt worden, weil sie sich von ihm Unheil erwarteten. Es wurde geweihsagt, daß er einstmals loskommen und daß dann die Welt zu Grunde gehen würde. Dieser letztere Gedanke klingt noch nach in dem Sprichworte „der Teufel ist los“, wenn alles drunter und drüber geht. (Der Teufel ist hier sowohl für Riese, als für Loki substituiert — er vertritt beide.)

An vielen Orten Deutschlands ist noch heute eine Sage lebendig, in welcher der Teufel versprochen hat, irgend ein schwieriges Werk zu Ende zu führen. So baute er in Regensburg die Brücke, in Aachen und Köln den Dom (den er für ein Wirtshaus hielt), wurde aber um seinen Lohn, gewöhnlich eine Seele, betrogen, entweder dadurch, daß der Hahn zu frühe krächte, ehe noch das Werk vollendet war, oder daß — wie in Regensburg — nicht ein Mensch zuerst die Brücke überschritt und so des Teufels Opfer wurde, sondern dafür ein Hund oder Hahn etc. Darauf spielt auch der Ausdruck „dummer Teufel“ an. Die ganze Sage ist ziemlich getreu aus der Mythologie herübergenommen; dort wird uns erzählt: Zu den Göttern kam ein Baumeister, der sich erbot, ihnen eine Burg zu bauen, welche ihnen zu Schutz wider die Reif- und Bergriesen dienen würde. Als Lohn bedingte er sich die Göttin Sreya, sowie Sonne und Mond aus. Da den Göttern eine solche Burg begehrenswert erschien, so gingen sie auf den Handel ein. Der Baumeister mußte sich verpflichten, sich von niemandem helfen zu lassen außer von seinem Pferde Swaldifari und die Burg bis zum ersten Sommertage fertig zu haben. Da sich aber kurz vor Beendigung des Werkes Loki in eine Stute verwandelte und Swaldifari derselben nachrannte, der Baumeister auch seine Zeit mit dem Einfangen Swaldifarıs vertrat, so gelang es nicht, den Bau innerhalb der festgesetzten Zeit fertig zu bringen. Der Baumeister verriet sich durch seine ungestüme Mut, in die er darüber geriet, als Riese und wurde von Thor vernichtet.

Dieselbe Quelle ist erkennbar in den Sagen vom römischen Pfahlgaben und von der Teufelsmauer.

An den Riesen Mimir, aus dessen Quelle die Weltesche begossen wird, erinnern die Namen Mimigariford (= Münster in Westphalen), Mimidun (Minden), Memleben, Mimmerhausen, Mimininga (= Meiningen), Memmingen, ferner der (Berg) Mieminger in den bayrischen Alpen unweit der Harquellen.

Als Wasserriesen sind die Drachen und Würmer der Volks- und Heldensage anzusehen; denn in dem bekannten Worte Lindwurm scheint Lind Sumpf zu bedeuten und ein ausbrechender See wird ausdrücklich als Drache aufgefaßt. An sie erinnert uns der Tatzelwurm am Wendelstein in den bayrischen Alpen, ein Bild an der Ecke der Weinstraße und des Marienplatzes in München und die Drachen in der Heiligen-Legende u. s. w.

Die Reif- und Frostriesen waren vorzugsweise bestrebt, die sommerliche Erde mit ihren Blüten, ihrem Lichte und Glanze in ihre Gewalt zu bekommen. Eine Tochter des (Winter-)Riesen Thiaffi, Skadi, hatte sich mit einem (Sommer-)Gotte, Njördhr, vermählt, konnte aber aus ihrer kalten, eisigen Wohnung nur erlöst werden und durfte erst dann bei Walhallas sonnigen Göttern wohnen, wenn es den Göttern gelang, sie zum Lachen zu bringen. (Wenn die Wintergöttin lacht, schmilzt Eis und Schnee und der Frühling ist im Anzuge). Unser Kinderspiel, „einen zum Lachen zu bringen“ hat sein Vorbild somit schon in der ältesten Götterfage.

Als oberster Gott der heidnischen Vorzeit wurde in Skandinavien Odin, in Deutschland und England Wodan oder Voden betrachtet. Er ist es denn auch, der die meisten Spuren der Existenz zurückgelassen hat. Schon sein Name ist in unser christliches Gott (von wot, zusammenhängend mit vadan = wehen, wachsen und odhr = Mut) übergegangen, welches somit ursprünglich den Begriff der Bewegung, des Geistigen und Lebendigen ausdrückte, wozu erst durch das Christentum noch der heutzutage regelmäßig verstandene Grundbegriff des Guten trat. Denn Odin wurde nie wegen seiner Güte, sondern wegen seiner Macht angebetet; auch hat er im Volksglauben den Nebenbegriff des Wütens hinterlassen (denn das wütende Meer ist von Odin geführt (Siehe S. 9.) Auch in einigen Wörtern hat sich

Od = Gut in der Bedeutung des Reichthums erhalten, wie z. B. in Allod, Seod, Kleinod.

Dem Gotte Odin war unter den Wochentagen der Mittwoch geweiht, der auch den Namen des Gottes noch in manchen Gegenden sich erhalten hat; so heißt er in Westphalen mundartlich Gaunsdag, holländisch Goens- und Woensdach, schwedisch Ötsdag. Altbayrisch heißt er Mikka (von dem got. mikils = groß), also Großtag oder dem großen Gotte geweihter Tag.

Odin personifiziert die Luft, den alles durchwehenden und bewegenden Lebenshauch; deshalb ist auch blau seine Leibfarbe. Sein alle Seelen einhüllender Leibmantel ist der Äter, eben das Kleid, das so weit reicht als der Himmel blau. Wenn demnach das bäuerliche Brautbett blau angestrichen ist, so soll es ein Symbol des klaren Himmels und der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit der Ländereien und der Ehe sein. Mit gleicher Beziehung nennen wir auch den in feiertägiger Ruhe zugebrachten Montag, an dem wir noch über eine ziemliche Summe gebieten und ohne Sorgen sein können, blauen Montag.

Odin muß als Jahrgott aufgefaßt werden, weshalb er auch verschiedene christliche Gestalten angenommen hat. Am Georgitag ist er Lenzgott, den Boden urbar machend und den Winterdrachen erlegend, an Michaeli erscheint er als Sommergott und läßt sich die Erstlingsgaben der Ernte opfern, am Martinstag, da auch die Traube geerntet ist, erwartet er die Opfer des Winzers und, da im Spätherbst der gemeine Mann sogar noch jetzt schlachtet, um für den Winter Vorrat an Geräuchertem u. s. w. zu haben, ein Opfer hiervon, die auch heute noch überall geessene Martinsgans. An Nikolaus schreckt er als Wintergott unfolgsame Kinder. Alle diese Heiligen werden mit einem Rosse abgebildet, welches ebenfalls Jahresymbol ist.

Der Lenzgott, der Wiederbringer des Lichtes im Frühlinge, der den Winterdrachen besiegt, weil die Frühlingssonne die giftige Tiere erzeugenden Sümpfe austrocknet, als deren Bewohner man sich den Lindwurm dachte, ist übergegangen in den hellstrahlenden, hoch zu Roß den Drachen (das ist den Teufel) bekämpfenden Ritter St. Georg.

Auch der hl. Michael trägt dieselben Symbole; er ist ein

Engel, ein geistiges Wesen und wird auf einem weißen Pferde abgebildet, gegen die Feinde kämpfend. In Augsburg erscheint am Perlachturme alljährlich am Michaelstage beim Stundenschlage eine Sigur, das Turmmichèle, um bei jedem Schlage den unter demselben sich krümmenden Drachen mit seiner Lanze in den Rachen zu stecken. (Aus Odin wurde in der Helden Sage Sigurd-Siegfried.) Auch der Drachentisch, ein Volksfest in Surth in der Oberpfalz, hält jenen heidnischen (Siegfrieds-) Mythos in der Jetztzeit fest.

Der hl. Martin hat das Pferd Odins beibehalten, trägt auch seinen Mantel, von dem er ein Stück einem Bettler überläßt, wie uns der Jahrgott im Herbst die Ernte schenkt.

Auch der hl. Nikolaus wird von den Zuckerbäckern zu Ross abgebildet. Sein Name Niko-laos (= Volksbesieger) war ein Prädikat des griechischen Gottes Pluto, weil der Tod alle Völker besiegt.

Nach der germanischen Mythologie gehen alle Toten zu Odin nach Walhalla ein. Odin ist also Totengott und der hl. Nikolaus eine Substitution für ihn als Gott des Winters, in dem die ganze Natur wie tot erscheint. Den Totengöttern wurde in alter Zeit König geopfert, und daher mag vielleicht die heutige Sitte noch rühren, am Nikolaustage Königkuchen mit dem Bildnis des Heiligen zu backen. Der hl. Nikolaus bedroht die ungehorsamen Kinder mit der Rute, weshalb sie trachten, denselben mit einem Gegengeschenke zu erfreuen (was da und dort abgeschwächt ist zum Hersagen eines Versleins oder Gebetleins). Weil aber der Heilige selbst nichts annimmt, so füllen sie für das Pferd desselben ihre Schuhe mit Hafer, stellen diese vor die Türe und finden sie andern Tags mit Äpfeln, Nüssen u. s. w. gefüllt. Äpfel, Nüsse etc., wie auch der Hafer waren in heidnischer Zeit die dem Gotte und den Verstorbenen dargebrachten Opfergaben. Man dachte sich nämlich um die Mitte des Winters Odin als Anführer des wilden Heeres, welches aus den Seelen der im letzten Jahre Verstorbenen bestehen sollte, daherbrausen. Das christliche Interesse änderte dies dahin um, daß Odin zum wilden Jäger, zum Unhold wurde, der nur mehr über ungetaufte Seelen Macht habe (— in England heißt der Teufel Nick —), so daß sein Heer nur mehr aus den Seelen der Kinder besteht, welche vor der Taufe sterben. Später vergaß man

auch das noch, und es blieb nur noch der „Völker bezwingende“ (Tot) = Nikolaus übrig.

Warum aber der hl. Nikolaus seine Bescherung gerne in einen Schuh legt, wird uns aus einer andern Stelle der Götterlehre verständlich. Widar, derjenige von Odins Monatsöhnen, welcher zur Zeit herrscht, da das Fest des hl. Nikolaus gefeiert wird, nämlich am Ende des Jahres, besitzt einen Schuh, welcher aus Lederstückchen gemacht ist, die von den Menschen von jeher für Widar gesammelt wurden, indem sie dieselben von ihren Schuhen dort abschneiden, wo Sohlen und Ferseu sitzen. Dieser Schuh bezieht sich auf den Anfang der Welt und ist ein Symbol der Hoffnung auf die nahe Wiedergeburt der Zeit, des Lichts, des Heils für alle Wesen. Deshalb spielt auch der Pantoffel in den Hochzeitsgebräuchen eine so wichtige Rolle.

Noch heute herrscht überall der Glaube an ein übermächtiges Wesen, das besonders zur Nachtzeit, wenn der Sturm dahin heult, in wilder Jagd mit seinen Sunden durch die Wälder rast. Man mag noch so oft erklären, es sei eben die Gewalt des Windes, das Geschrei der aufgesprengten Vögel: Eulen u. s. w., die Beklemmung des Gemüthes bei großen Stürmen, welche manches als grausig sehen oder hören läßt, was an und für sich ganz harmlos ist — man wird ungläubig abgewiesen und erhält die Belehrung, es sei

in Schleswig und Holstein der Wode, Wohljäger, Wau oder Au (stufenweise Verstümmelungen des Namens Odin oder Wodan),

in Pommern, Mecklenburg, Holstein, der Priegnitz: Wodan,

in der Mittelmark: der wilde Jäger oder allgemeiner die wilde Jagd,

in der Altmark und in Hannover: der Hellsjäger,

am Oberharz und in Braunschweig: der Hachelberg,

im Osnabrückschen: der Woßjäger,

im Saterland: der Woöinjäger,

bei Prenden in der Mark: der alte Sparr aus der Zeit des großen Kurfürsten,

in der Uckermark: ein Graf Schlittenbach,

in Schleswig-Holstein auch: König Waldemar und König Abel,

in der Uckermark auch: Srigg (= Sreya, die Gemahlin Modans), in Mecklenburg, der Priegnitz und der Altmark auch: Frau Gaue, Godn oder Gauden, wahrscheinlich die weibliche Gottheit Srigg, obwohl die Namen Frau Gode, Gauen nur mißverständlich gebraucht werden und als Übertragung aus Strö Gwode, d. h. Herr Modan, erscheinen.

Mit der Annahme, daß Srigg die Jagd führe, hängt auch der noch heute übliche Ausdruck „Windsbraut“ zusammen, der von einem heftigen Sturme gebraucht wird. „Wenn Wirbelwinde auf Erden wüten und alles mit sich fortreißen, so ist es die fahrende Mutter, welche ihre Umzüge hält;“ oder „wenn die Windsbraut daher gejagt kommt und ihr nach der Sturm tost, ist es der Sturmgott Wodan, der seine Buhle, sein Weib Srigg, die fahrende Mutter, verfolgt.“

Aus den obigen Ausführungen haben wir aber auch ersehen, daß in manchen Gegenden an die Stelle des Gottes einzelne bedeutende oder derselben eigentümliche Männer getreten sind.

Das Roß Odins spukt noch heutigen Tages. Wenn schon der altheidnische Gebrauch des Genußes von Pferdefleisch in Deutschland unter Einwirkung der Geistlichkeit abgekommen und an die Stelle desselben eine gewisse Antipathie getreten ist — Bonifaz würdigte das Pferd zum dämonischen Tiere herab und verbot das Essen seines Fleisches, weil es die Hauptkost bei den heidnischen Opfermahlen abgab — so ist sein heidnischer Charakter doch noch nicht vollständig verwischt. Der oberste Gott Odin war der Seelenherr und erscheint ebenso zu Roße wie die Walküren, welche die Aufgabe hatten, von den Kämpfenden diejenigen zu bestimmen, welche fallen sollten. Deshalb wurde auch in der ältesten Vorzeit die einzelne Leiche zu Pferde zum Scheiterhaufen geführt und dort mit dem Tiere zugleich verbrannt. Heute wird im Leichenzuge von Fürsten und Helden das Leibroß mitgeführt. Mit Beziehung auf die Herrschaft Odins über die Toten und auf die Roße der Leichensammelnden Walküren gilt es auch an manchen Orten als Todesankündigung, wenn am Fenster eines Schwerkranken abends ein Roß sichtbar wird, oder wenn das Roß, welches den Leichenwagen zieht, einen Leichenbegleiter besonders ansieht, oder wenn ein Pferd im Stalle ohne nachweisbare Ursache schweigen muß.

Dieselbe Beziehung zu Odin haben die hie' und da auf Märkten gesehenen phantastischen Bilder, auf welchen der Tod mittelst eines als Geige benützten Pferdekopfes aufspielt. — In Berggegenden, wo das Roß nicht gehalten wird, hat der Stier diese Rolle des Pferdes übernommen.

An Odins Pferd ist auch zu denken, wenn der Teufel mit einem Pferdefuß gedacht wird oder wenn man sagt, bei jemandem schaue der Pferdefuß hervor. Bei Sapo I, 12 wird uns nämlich erzählt, daß Wuotan einen seiner Günstlinge, Hadding, der in der Schlacht geschlagen worden war, mit einem Trunke stärkte, ihn in seinen Mantel faßte und durch die Lüste entführte. Der Fuß des Pferdes, welcher unter dem Mantel hervor sah, belehrte die Seinde, daß Wuotan ihnen den Streich gespielt und Hadding ihrer Rache entzogen hatte.

Auf diese Fahrt zielt auch die Redensart: „Wo führt dich der Teufel her so geschwind?“, und der Sluch: „Sahr zum Teufel!“ erinnert an das nordische Far til Odhins, womit jetzt wie im Altertume einem der Tod gewünscht ist. In dem volkstümlichen Ausrufe: „Wer weiß, wem unser Herrgott den Schimmel schenkt!“ deutet schon die Zusammenstellung Gottes mit einem Schimmel auf Odin.

An den Giebeln deutscher Bauernhäuser finden sich oft auch Pferdeköpfe ausgeschnitten, vor den Thüren oder Ställen zur Abwehr böser Geister oder gegen Feuersbrünste Pferdehufe angenagelt — ein Gebrauch, der davon herrührt, daß man im Heidentum glaubte, man habe sich durch ein Wodan gebrachtes Opfer vor Unheil gesichert.

Der kriegerischen Natur unserer Vorfahren entsprach es auch, wenn sie die Begegnung von kampflustigen Tieren, ihren Angang, wie man es nannte, für eine gute, die Begegnung anderer für eine üble Vorbedeutung hielten. Bär und Wolf und alle Raubtiere hatten guten, Hasen, Priester und alte Weiber (weil sie unkriegerisch waren) üblen Angang. Auch in der Gegenwart gilt die Begegnung eines alten Weibes für ein Anzeichen nahen Unglücks, ebenso wie der Schrei der Elster u. s. w. Auch Schweine haben nach heutiger Meinung üblen Angang; nur der Student kennt

noch den guten Ausgang dieses kampfmutigen Tieres, sagt, „er habe Schwein gehabt“, und versteht darunter „Glück.“

Mit der Annahme Odins als Herr der Toten hängt eine andere Meinung zusammen. Bei heftig anhaltendem Winde sagt man, es habe sich jemand erhängt und erklärt dies dahin, daß die Luft als allgemeiner Lebensatem durch den plötzlichen Eintritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getöteten in Aufruhr gerate. Da der Tod am Galgen ursprünglich nicht entehrend war, da er ja den Körper ganz = unverstümmelt ließ, so daß Odin selbst den Beinamen des Galgenherren und Gottes der Gehängten führte, so nahm man weiter an, daß Odin mit seiner Heldenschar im Sturme herbeifahre, den ihm Geopferten selbst vom Galgen hebe und mit ihm Walhalla zufahre.

In Böhmen aber sagt man bei heftigem Sturme, es werde Krieg ausbrechen. Die vergessene Ursache dieser Annahme ist, daß der Gehängte eben in Walhalla, als Einherier neu eingereiht, dort sogleich den Wassenkampf (das Wassenpiel) fortsetzt. Mit gleicher Beziehung auf die Luftbeschaffenheit der menschlichen Seele öffnet man auch, wenn jemand stirbt, das Fenster, damit seine Seele hinausfliege.

An das Geisterheer der in Walhalla bei Wassenkämpfen versammelten Helden erinnert auch der Ausdruck „Zum großen Heere gehen“ = sterben. Von den Kaisern Karl im Untersberg, Barbarossa im Kyffhäuser ist die Sage im Schwange, daß sie in Sreuden in einem Dome im Berge leben, aber die Gewohnheiten des früheren Lebens fortsetzen, täglich zum Kampfe ausziehen, sich gegenseitig Wunden schlagen, sich töten, sich aber am Abende wieder zum fröhlichen Mahle versammeln — im Untersberge will man sogar zeitweise das Wassengeklirre vernehmen. Sie sind unschwer als Odin mit den Einheriern zu erkennen.

Noch deutlicher wird Odin, wenn man einen andern Teil der Sage zu Hilfe nimmt. Der Kaiser sitzt im Berge und schläft; von Zeit zu Zeit fragt er, ob die Raben noch um den Berg fliegen. Wenn sein Bart zum dritten Male um den Tisch gewachsen ist, steht der erwachende Kaiser auf, hängt seinen Schild an einen dürrn Baum auf dem Walserselde, und dann wird nach einer blutigen Schlacht eine bessere Zeit beginnen. Der Kaiser ist Odin,

die Raben sind Odins Raben, welche er ausgesandt hat, um den Stand der Dinge in der Welt zu erkunden; sie fliegen dann zu ihm, setzen sich auf seine Schultern, um ihm die Kunde ins Ohr zu flüstern. Das Walserfeld ist die Ebene Wigrid oder Osköpnir der Mythe, der dürre Baum die Weltesche, von der Idun, der grüne Blätterschmuck, herabgesunken und die Schlacht ist der letzte Weltkampf vor dem Weltbrande, auf welchen erst eine Erneuerung, Entföhnung der Welt und der Götter folgen wird. (Der rote Bart des Kaisers gehört allerdings nicht Odin, aber dem Gotte Thór an.)

Auch eine andere Sitte, welche bis vor Kurzem im bayrischen Oberlande gepflogen wurde und deren Andenken noch heute nicht erloschen ist, erinnert an Odin — es ist das Haberfeldtreiben. Dasselbe war eine Art Volksjustiz. Wenn ein Angehöriger der Gemeinde sich sittlich vergangen hatte, so versammelte sich die Gemeinde vermunmt und mit Sackeln nachts um sein Haus, holte ihn heraus und ließ ihm eine Strafpredigt halten, ohne daß ihm weiter ein Leides geschehen durfte. Der ganze Aufzug geschah mit vielem durch Schüsse, sowie allerlei mißtönende Lärmwerkzeuge hervorgerufenem Lärm. Da die nächtlichen Richter vorgaben, aus dem Untersberge vom Kaiser Karl gesendet zu sein und dahin zurückzukehren, der im Untersberge wohnende Kaiser Karl aber auf Odin bezogen werden kann, so muß uns dieser Gebrauch als eine Erinnerung an die Gerichtssitzung erscheinen, zu welcher die Götter zu reiten pflegten und die auf dem Idasfelde stattfand, auf welchem die Einherier ihre Lustkämpfe halten.

In vielen deutschen Sagen ist eines Hahnens gedacht, den man an hl. Tagen tief im Innern eines Berges, meist unter den Ruinen einer alten Burg krähen hört. Solche Sagen gehen vom Staufen, Rachelberge, Schatzfels, dem Henneberg, Göglberg, Hahnenkamm u. s. w. Dieser Hahn ist der rote Hahn Siállar des Mythos, welcher in Valhalla die Helden zu necken pflegt. Überhaupt war der Hahn im Heidentum ein Lichtsymbol, und der Hahnenruf konnte den Dämon der Sinfirnis, der Unfruchtbarkeit und des Winters machtlos machen. Mit Beziehung darauf finden wir den Hahn auch auf den Kirchtürmen und Scheunen, und abergläubische Leute fürchten sich nur so lange vor den Geistern, bis der erste Hahnenruf gehört wird.

Auch der Stall für die Rosse des Geisterheeres ist unter der Erde — wie die Sage vom Ilfenstein im Harz noch jetzt erzählt.

Die obengenannte Weltesche (Yggdrasil = Ross Odins), wo Götter und Nornen als Richter und Urteiler Ding halten (zu Gericht sitzen), die Weltesche, welche von den drei Nornen Urd (= das Gewordene, die Vergangenheit), Verdandi (= das Werden, die Gegenwart) und Skuld (= das Sollende, die Zukunft) mit dem Wasser aus der Quelle Mimirs (des Wissenden) begossen wird, existiert heute noch als Dorflinde, wo die Gemeinde sich nach dem sonntäglichen Gottesdienste versammelt, das Wichtigste aus der jüngsten Vergangenheit oder der Gegenwart bespricht und das Wohl und Wehe der Gemeinde für die nächste Zukunft berätet. Selbst dort, wo der Baum fehlt, ist die Versammlung und Besprechung noch geblieben: in kleineren Landstädten trifft man sich Sonntags nach der Kirche auf dem Marktplatz.

Spuren der Esche Yggdrasil, in deren Zweigen (nach der Edda) ein Adler sitzt, der viele Dinge weiß, und deren Wurzeln von Würmern und Schlangen benagt werden, finden sich da und dort in Deutschland. So führt der Ort Arensboek in Holstein den Namen von einem Adler, der dort auf uralter heiliger Buche saß; so enthalten viele Sagen die Notiz von einer Birke, unter welcher zahllose Schlangen nisten: so glaubt man vielfach, daß die Schlangen die Eschen hassen und daß man deshalb mit einem Eschenzweige jede Schlange vertreiben könne.

An die Weltesche, welche an der Quelle Mimirs steht, erinnern ferner die Namen der Orte Eschborn, Aschenbrunn, der Aschberg (in der Rhön und in Schwaben).

Auch das Ross Odins hat Spuren zurückgelassen, die bis in unserer Zeit noch bemerkbar sind, indem es der Sage nach seinen Huf in einem Selsen abgedrückt hat; die Rossstraße im Harz führt davon ihren Namen, in Nürnbergs Feste soll es das Ross Eppelins von Gailingen gewesen sein.

In vielen Märchen ist das Wunschpferd Mittel des schnellen Ortswechsels und trägt seine Reiter durch die Lüfte; auch dies kann auf Odins Ross zurückgeführt werden.

Die deutsche Sage denkt sich aber die höchsten Götter auch als niedere Knechte und im Schmuß der Arbeit. Dort, wo die ger-

manische Mythologie sich ausbildete, in den rauhen und unwirtlichen Gegenden des Nordens, konnte man keine müßigen Götter brauchen wie in Griechenland, das, in milder Zone gelegen und von einem ewig reinen, heitern, tiefblauen Himmel überspannt, keine Extreme in den Jahreszeiten u. s. w. aufwies, wo deshalb auch die „seligen“ Götter in ewiger Heiterkeit leben konnten. In den germanischen Ländern und besonders dem skandinavischen Norden ist das Leben ein wilder Kampf. Die Götter haben da also täglich mit jedem neuen Jahre neue harte Arbeit, um die Ordnung zu schützen oder wieder herzustellen und sich selbst vor dem Untergange zu schützen. Die Winterarbeit der alten Germanen war, im Stall die Pferde zu pflegen, im Keller das Getränk zu besorgen und am Feuer Waffen und Arbeitsgeräte zu schmieden. Als Vorbild für diese Winterarbeiten erniedrigte sich nun der Naturgott (Odin) im winterlichen Banne zum Pferdeknecht, zum Kellner, zum ruhigen Schmiede, ja sogar zum Schneider. Aber diese Arbeiten sind auch Sinnbilder der großartigen Arbeit, welche die immer wirksame Natur im Winter verrichtet. Die Pferde, welche der göttliche Knecht hütet, sind die Sonnenrosse, die Waffen, die er schmiedet, die Pfeile der Sonne und die Blitze des Donnergottes, — und wenn er schneidert, so ist sein Werk das künftige Kleid der Erde, die Pflanzendecke. Am bekanntesten ist uns von den göttlichen Knechten der Knecht Rupprecht, auch Klaubauf, der mit Ruß beschmukt, in Pelz oder Stroh gehüllt als personifizierter Winter erscheint und mit dem hl. Nikolaus darin eine weitere Ähnlichkeit hat, daß er einen Sack mit Äpfeln und Nüssen für brave und eine Rute für böse Kinder mit sich führt. Von seiner rauhen Hülle und seinem groben Auftreten heißt noch jetzt jeder wilde und rohe Geselle „Rüpel“ (von Rupprecht).

Als Kellermeister führt er den Namen Berthold oder Bartel, weshalb man auch in Zürich, wenn man einander am Neujahr zum Weintrinken nötigt, dies „zum Berthold führen“ heißt; daß er im Keller zu thun hat, beweist schon, weil man ja jemandem scherzhafterweise zeigen will, „wo Bartel den Most holt.“ Daß dieser Bartel wieder Odin ist, dürfte dadurch bewiesen sein, daß in Schwaben Berthold dem wilden Reere auf weißem Rosse voranreitet, daß ferner in Pommern die wilde Jagd schon am 24. August (dem Tage des hl. Bartholomäus, auf welchen der heidnische Berthold über-

V o r w o r t.

„Mit dem Hervorziehen unserer alten Poesie ist es nicht gethan. Aus dem Schutt der Jahrhunderte in den Staub der Bibliotheken, das ist ein Schritt aus einer Vergessenheit in die andere. Dem Ziele führt er nicht merklich näher. Dieses Ziel ist das Herz der Nation.“ (Simrock.) Von dem Wunsche befeelt, auch ein kleines beizutragen, daß die Nation mit ihrem ältesten und besten Erbe, mit ihrer Poesie, welche das lautere Gold ihres eigenen Sinnes ist, bekannt werde, hat der Verfasser es versucht, in gemeinverständlicher Weise und ohne bei dem Leser eine bedeutendere Kenntniss der germanischen Mythologie vorauszusetzen, die hauptsächlichsten der zur Zeit in Sitte, Gebrauch, Aberglaube, Sage u. s. w. noch vorhandenen Reste altgermanischen Heidentums zusammenzustellen und ihren Ursprung, sowie ihre Bedeutung nachzuweisen. Bei der Verabfassung des Werckchens wurden benützt die einschlägigen Werke von Bechstein, Mannhardt, Menzel, Panzer, Perger, Graesse, Nork, W. Schwarz, Quitzmann, Wuttke, Wagner, Srenbe, Rochholz, Sepp u. a.

Wenn es dem Schriftchen gelingen sollte, da und dort das Interesse für unsere Vorzeit zu erwecken und für manchen Veranlassung zu eingehenderer Beschäftigung mit den hervorragenden Werken eines Grimm, Simrock, Mannhardt u. s. w. zu werden, so wäre der bescheidene Zweck erreicht, den sich gestellt hat

der Verfasser.



tragen wurde) umherzieht, mit dem Bartholomäustag der Herbst beginnt und im Herbst der Keller gefüllt wird.

Welch ausgedehnte Verehrung der Gott Odin oder Modan erfuhr, beweisen zahlreiche Namen von Ortschaften und Bergen etc. durch ganz Deutschland, von denen hier nur wenige Anführung finden sollen, wie Othensberg, Odensacker, Odense, Mun- (Modans-) fiedel, Odenspiel, Odenkirchen, Boden- (Modans-) see, Odenwald, (vielleicht auch Rodenstein- (er Ritter) von Odens Stein, wo man ihm opferte).

Auch ein anderer Gebrauch hat seine Parallele im Heidentume. Häufig empfehlen sich die Soldaten, bevor sie in die Schlacht ziehen, dem hl. Georg, welcher Waffenglück verleiht, damit sie nicht selber im Kampfe umkämen; ebenso gelobten unsere heidnischen Vorfahren vor dem Kampfe die Gefangenen dem Kriegsgotte Odin als Opfer.

Ein in altheidnischer Zeit hochverehrter Gott war Thór, der Donnergott; von ihm führt der Donnerstag, welcher immer noch als ein besonders heiliger Tag gilt, seinen Namen. Man dachte sich den Blitz als einen Hammer, welchen der Gott führe, und da die Gewitter für die Fruchtbarkeit der Erde von großem Einflusse sind, so nahm man auch an, daß der Gott auch für das Sortblühen der Geschlechter Sorge und in Folge davon mit seinem Hammer auch Ehebündnisse weihe. In Niedersachsen wird darum der Donnergott als ein besonders günstiger Tag zu Hochzeiten betrachtet.

Am Donnerstage zieht aber auch das wilde Heer umher, und der Gewitterwagen Thórs wird von Böcken gezogen (von Böcken deshalb, weil die gewundenen Hörner derselben am besten den zackigen Blitz versinnbildlichen).

Der Blitz wurde aber auch als leuchtender Zahn eines Ebers oder einer Maus gedacht, und daraus erklärt sich der Aberglaube, daß ein Stück Holz von dem Baume, in welchen der Blitz im ersten Frühlingsgewitter eingeschlagen hat, als Zahnstocher gebraucht, das Zahnweh heilen soll und daß das Kind, welches einen Zahn verloren hat, recht bald einen neuen und sehr festen bekommt, wenn es den ausgebrochenen mit den Worten in ein Mausloch steckt: „Mäus-

Durmaner, Reste altgerm. Heidentums.

chen, ich gebe dir einen knöchernen, gib mir einen eiser-
nen!" Die Ähnlichkeit des Blinkens, ja Leuchtens von Sahn und
Blitz und die unwiderstehliche Schärfe beider mag zur Identifizierung
beider geführt haben.

Als das Christentum mit den übrigen heidnischen Gottheiten
auch Thór verdrängte, übertrug die immerwache Naturanschauung
unserer Altvordern die Funktionen jener Götter a. D. an christliche
Personen; ja sogar die höchsten Gestalten des Christentums wurden
gleichsam zu neuen Naturgottheiten. So wurde z. B. an Stelle
Thórs der hl. Petrus, der himmlische Pförtner, zeitweiliger Ordner
des Wetters. In der Uckermark sagt man bei bunt wechselndem
Wetter: „Unser Herrgott ist wieder nicht zu Haus, Petrus
ist am Regieren.“ Nach einer andern Meinung entsteht der
Donner, wenn Gott dem Teufel nachsetzt, ihn erreicht und
niederschmettert. Man macht während des Gewitters Thür und
Senster zu, damit der gejagte Teufel sich nicht ins Haus flüchte, und,
weil ihn Gott immer ereilt, dieses nicht vom Donner getroffen
werde. Wir werden jetzt sofort begreifen, woher es kommt, daß sich
das Landvolk so oft allen Ermahnungen, ein Senster während des
Gewitters zu öffnen, beharrlich widersetzt. In Pommern heißt ein
Sprichwort: „Nun schlag Gott den Teufel tot!“ und bedeutet:
„Nun schlage gleich ein Donnerwetter drein!“ Andere Volksaus-
drücke heidnischen Ursprungs heißen: „Der liebe Gott zürnt,
unser Herrgott heist, der Himmelat! greint“ u. s. w.

Wenn der Bock Wappentier des Teufels geworden ist,
so war dabei eine doppelte Vertauschung der Begriffe thätig. Die
Hörner desselben bedeuten die Blitze des Donnergottes (Thór), welch
letzterer in christlicher Zeit sich in den Teufel gewandelt hat. Aber
nicht allein der Teufel hat die Ehre, in näheren Beziehungen zum
Bocke zu stehen. Ein Sprichwort sagt: „Der Geißbock ist des
Schneiders Sonntagsroß.“ Wie kommt die ehrfame Schneider-
jungst zu dieser Zusammenstellung? In alten Zeiten wurde zur Zeit,
da der Frühling anbrach und die ersten Gewitter kamen, ein Umzug
der Götter gedacht, — Thór von Böcken gezogen — dem man die
Jahresfruchtbarkeit zu verdanken glaubte. Und im Luzerner und
Schwyzer Land wird noch in gegenwärtiger Zeit am Donnerstag vor
Weihnachten ein Nachspiel jenes Götterumzugs gefeiert, die sogen.

Polsterli jagd: in einem besondern Schlitten wird eine Geiß (Symbol des Gewitters, wie auch der Fruchtbarkeit) bei dem Umzuge mitgeführt, zu dem die ganze Thalschaft vermunmt erscheint. Der Schneider aber hatte gewiß viel zu thun, um alle jene Teilnehmer an dem hohen Frühlingssieste neu und feiertäglich zu kleiden. Jener Spruch verliert so aufgefaßt, seinen heutigen wegwerfenden Sinn. Aus dem gleichen Grunde sagt man auch von einer Frau, die in rauschender Seide oder sonst in eitler Weise gekleidet erscheint, sie komme donnersmächtig, donnersnett einher, sie sei aufge-donnert. Der ursprünglich also religiös gefeierte Thörs (= Donners-) tag, an dem wegen seiner Heiligkeit auch bei uns noch die meisten kirchlichen Prozessionen abgehalten werden, wurde somit notwendig auch ein Gesellschaftstag, als welcher er noch vielen Orts gilt, ja auch sogar — wenn auch ohne Bewußtsein der ursprünglichen Bedeutung — zum Schulfierientag (in Friedberg z. B. noch heute), und der dies academicus, der Donnerstag vor Palmsonntag schließt das Wintersemester für den Studenten.

Wie fest solche heidnische Überbleibsel haften, selbst dort, wo sie nicht mehr verstanden werden, beweisen z. B. die Slüche: Donnermetter, Donnershagel, welche noch dazu sogar heidnisches Sluchen, also mit ihrer wahren Herkunft genannt werden. Anstatt des Sluches: Daß dich der Donner! hört man auch: daß dich der Hammer! so daß hier statt des Gottes sein Symbol gebraucht ist; übrigens könnte der Gott wohl auch selbst mit allem Rechte den Namen „Hammer, Hämmerer“ führen, aus dem in späteren Tagen unser „Meister Hämmerlein“ (= Teufel) geworden.

Donnernelke heißt die wilde Nelke, von welcher unsere oberdeutschen Friedhöfe überwuchert sind, und ist die Grabblume der zu Donner (Thör), der in vielen Sagen auch als Odin sich erkennen läßt, heimgegangenen Seelen. — Auch eine große Anzahl von Namen von Ortschaften und Bergen bewahren das Andenken an den vielverehrten Gott Thör; so z. B. Thorsberg, Thorn, Thorau, Thorgau, Dornberg, Dornburg, Tarnow, Thurnersberg, Donnersreut, Donnersbühl, Donnersberg, Dornstein (noch urkundlich Donnerstein geheißen) u. a. Ein Beweis, wie weit der Thörkultus verbreitet und wie fest gegründet er war, ist, daß der Hammer (der Thör heilig war; — Thörs Hammer weihte

Balders Scheiterhaufen ein —) noch als Einweihungszeichen der Kirchen, bei Grundsteinlegungen u. s. w. benützt wird. Auch Elias wurde zum Vertreter Thörs gemacht, was allerdings um so leichter war, als er ja nach dem II. Buche der Könige 2. 11, im Wetter gen Himmel fährt und ihn ein Wagen mit Feuerrossen in Empfang nimmt. Elias wird von verschiedenen Völkern geradezu als Donnergott verehrt, um Fruchtbarkeit der Selder, Abwendung des Hagels, um Regen u. s. w. angefleht — auch bei uns steht er in hohem Ansehen. In ähnlicher Weise ist, wie schon oben angedeutet, auch St. Peter an Donnars Stelle getreten. Wenn es donnert, heißt es, St. Peter schiebe Kegel. Und wie Thör neben Odin stand, so war Petrus der nächste nach dem Heiland: beide erschließen den Himmel, St. Peter als Himmelspfortner mit dem Schlüssel, Thör, indem sein Hammer, der Wetterstrahl, die Wolkenerschleusen öffnete, so daß befruchtender Regen niederströmte.

Das Kegelspiel ist höchst wahrscheinlich aus der Volksitte, den Sturz der Götter durch ein Spiel zu begehen, entsprungen, und man bedarf dazu neun Kegel, da die Germanen in Deutschland nicht, wie im Norden zwölf, sondern vermutlich, den neun Tagen ihrer Woche entsprechend, auch nur neun Hauptgötter besaßen.

Ein anderer heidnischer Gott ist Tyr, derselbe Gott wie der Zeus der Griechen, mit dem sogar der Name übereinstimmt (aus Zeus wird Dijovis, Tius, Deus, Tiu, Zio, Diu, Tyr); er heißt auch Eor, Er, Eres und ist wie Ziu der aus einem anfänglichen Liebesgotte potenzierte Kriegsgott. Die angelsächsische Rune , einen Pfeil mit Schärfe und Hals darstellend, führt den Doppel-Namen Tir und Ear; die ahd. , derselbe Pfeil, aber mit 2 Widerhaken an den Enden, heißt Zio und Eor: sie deuten ebenso auf den Liebes-, wie auf den Kriegsgott, von dem sowohl unser Dinstag, wie die mundartlichen Ertag, Irtag, Eritag, Erhtag und Diestag ihren Namen führen. Dieser zweifachen Bedeutung des Gottes entsprechen auch manche noch bestehende Gebräuche. In Altbayern und ganz Süddeutschland werden die meisten Hochzeiten an dem dem Liebesgotte Eor geweihten Irtag (Dinstag) gefeiert. Die Rune  ist Innungszeichen der Messerschmiede und findet sich als Handelsmarke auf vielen Messern, Schwertern u. s. w., welche dann zauberkräftig sein sollen. An Tyr (Eres) er-

innern auch Cresburg, Cresberg, Merseburg, Marsheim, sowie die Irminsäule. Von Zio mögen auch herrühren die Namen Duisburg am Rhein, Zievel an der Eifel, Zingsheim, Zissenheim, ebenso wie Dinslaken (eine Parallele zu Dienstag). Auch der Name Seidelbast ist aus Ziolant — Ziolinta — Ziolinebast entstellt. Auf Tyr = Ziu weist auch eine althochdeutsche Glosse hin, welche die Schwaben als Ziuwari (Männer des Ziu) bezeichnet; ihre Hauptstadt ist Ziesburg (Stadt des Zio) = Augsburg und ihr Ziustag, Zistag der Dienstag. Auch das Wort Zetergeschrei ist nach Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache) von Ziu, dem Gotte des Schwertes abgeleitet und bedeutete ursprünglich einen Waffenruf. Auf die Doppelnatur Tyr's als Schwert- und Liebesgott hat es jedenfalls Bezug, wenn in der Oberpfalz über dem Brauttische zwei Schwerter kreuzweise in die Diele gestossen werden.

Bibliothek
Univ. Wrocł.

Ein Schwertgott ist auch Heru Sarnot, der seine Existenz in Pommern, Mecklenburg und der Uckermark bewahrt hat, wo noch der Sluch Dunner Saren gebräuchlich ist, der wohl einst die Namen der Götter Donnar und Sarnot verband. Aus dem Dienst des Schwertgottes rührt auch das Schwert im sächsischen Wappen her, und die Sachsen selbst mögen ihren Namen von Sachs, ihrer Steinwaffe, haben.

Ein anderer Schwertgott, schon in seinem Namen mit Tyr, Ir, Er verwandt, ist Irmin (heru = das Schwert), von dem Simrock sogar den allgemeinen Namen der Germanen ableitet. Seinen Namen haben sich außer der schon oben genannten Irminsäule der Ehrenbreitstein (einst Hermannstein und noch früher Irnstein genannt), die Orte Iring, Euring (vgl. Eoring), sowie St. Hirmon erhalten.

An manchen Orten Deutschlands finden sich Quellen, welche von dem Hufschlage eines Pferdes oder Esels entstanden sein sollen; so entsprang nach der Sage ein Brunnen bei Dahn in den Vogesen unter dem mächtigen Hufschlage eines Pferdes, auf dem ein fliehender Jäger über einen Abgrund setzte; so ist der sogen. Bonifaziusbrunnen bei Bokkum durch den Huf des Pferdes Abbos an der Stelle entstanden, wo der hl. Bonifazius umgekommen. Diese und ähnliche Sagen lassen sich auf Baldur zurückführen, der einst

nach einem Siege, als sein Heer vor Durst verschmachten wollte, durch sein Roß einen Quell aus der Erde stampfen ließ. Auch die berühmte Heilquelle in Nachen soll auf diese Weise durch Baldurs Roß entstanden sein. — Der Name des Gottes ist uns erhalten geblieben in Baldern, Baldringen, Baltingen, (auch Belgien, wo man bei dem „weißen“ Gotte schwur — denn Balder wird uns in der Edda als schön und leuchtend von Angesicht geschildert) ferner in Wallerstein (im Ries), Baldersberg, Baldersbach, in „baltisches“ Meer; auch das adelige Geschlecht derer von Baldringen trägt seinen Namen. Ein Beiname Balders war Phol, woraus Phuls- und Pfulsborn, Pforz (= Pfolz) heim, Apolda u. a. entstanden.

Die Braut Balders war Nanna, auf welche der volkstümliche Ausdruck Nandl (für Anna) zurückzuführen ist, da er (nach der Behauptung Guizmanns) mit Anna nichts gemein hat.

In der Göttersage wird uns ferner erzählt, daß Balder von seinem blinden Bruder Hödr mittelst eines Mistelzweiges getötet worden sei. Die Mistel ist eine bekannte Schmarotzerpflanze, die auf Bäumen wachsend, dieselben auch im Winter grün erscheinen läßt und welche deshalb als Immergrün, das Bild der nie sterbenden Vegetationskraft von den alten gallischen Druiden hochverehrt ward. Weil sie ein Symbol der Fruchtbarkeit ist, so steckt man dieselbe am Weihnachtsabend über den Thüren auf und führt die nach Leibesegen verlangenden Frauen darunter, oder man hängt sie, in Silber gefaßt, den kleinen Kindern um den Hals. Ein altdeutscher Name für Mistel ist Affolter, woher die Namen Affoltern, Affalterbach, Affaltrach, Abfalterbach, Affaltersthal, Affolderbach u. s. w.

Durch die Mistel werden wir auf den Gott Loki geführt, welcher durch seine Arglist den Tod Balders herbeigeführt hat. Er ist zugleich der Gott des Feuers und verursacht nach der Mythe einst als Surtur den Untergang der Welt, den Weltbrand. Mit Beziehung darauf heißt auch in der Schweiz der sog. Gewitterwinkel Surtrloch. Dieser Loki-Surtur wird als Feuergott natürlich mit rotem Haar gedacht, und es ist mit Beziehung auf diese überall Unheil stiftende und bringende Natur Lokis, wenn auch jetzt noch das rote Haar unbeliebt ist, und man von dem Besitzer annimmt, er sei

falsch, böse u. s. w. In der Kurmark rufen die Kinder sogar höhrend einem Rothhaarigen zu: „Der Rothkopf, Seuerkopf steckt die ganze Welt in Brand!“ — eine sehr deutliche Anspielung auf Loki. In der christlichen Legende hat Judas die Rolle Lokis übernehmen müssen und ist rothhaarig gedacht.

Loki hatte sich aus Surcht vor den Göttern, welche beschlossen hatten, ihn für Balders tückische Ermordung zu bestrafen, in einen Lachs verwandelt und in einem Wasserfalle versteckt. Aber die Asen fingen ihn mit dem Netze, und Thór packte ihn beim Schwanz, weshalb alle Lachse an diesem Teile zusammengedrückt sind. Sie fesselten ihn mit den Gedärmen seines Sohnes an einen Felsen, daß er bis zum Weltende nicht mehr loskommen solle. Skadi hing eine große Schlange so über ihn, daß ihm ihr Gift ins Gesicht tropfte; aber sein Weib Sigrn setzte sich neben ihn und hielt der Schlange ein Becken unter. Nur wenn sie das volle Becken ausschüttete, blieb der Schlange Zeit, ihre brennenden Gisttropfen auf ihn fallen zu lassen. Wenn er sich dann vor Schmerz krümmte, entstundn die Erdbeben. — Auf diesen Mythos sind alle jene Sagen zurückzuführen, in welchen der Teufel u. s. w. gefesselt erscheint. So existiert z. B. in der rauhen Alp ein Abgrund, die sogen. Teufelsklänge. Da hinunter stürzte Christus einstmals, als er vom Rosenstein bis zum Scheuclberge nur einen einzigen Tritt machte, wovon die in den Felsen zurückgelassenen Spuren seiner Süße in den sogen. Herrgottstritten noch sichtbar sind, den Teufel. Dieser liegt nun noch immer unten, gefesselt, aber lebendig und man sagt, der Teufel winde und rege sich in seinen Banden, wenn bei heftigem Regen der Bach anschwillt. Auch unweit des Bodensees im Rötseer Riede soll nach der Meinung der Anwohner der Teufel angebunden liegen. Auch in dem Pilatussee auf dem Pilatus in der Schweiz kann Loki gesucht werden, da der See stürmisch aufzuwallen beginnt, wenn ein Stein in denselben geworfen wird. Im bayerischen Walde wird die Entstehung der Erdbeben so erklärt, daß Lucifer gefesselt unter der Erde liege und seine Sesseln zu zerreißen suche.

Noch deutlicher aber weist auf den heidnischen Ursprung die Sage hin, daß im bayerischen Walchensee ein Sisch angekettet liegt. Wenn er losbricht, durchbricht der See den Kesselberg

und überschwemmt die Ebene, so daß München zerstört wird. Ähnliches wird von einem Riesenkrebs gesagt, der im Moiringer See gefesselt ist und der seiner Zeit den Untergang der Stadt herbeiführt. Hier ist sogar noch die spätere Thätigkeit Lokis, welcher (wie oben schon mitgeteilt) den Untergang der Welt herbeiführt, aufgenommen.

Während Odins winterlicher Entfernung aus seinem Reiche führt Uller, der Wintergott, die Weltherrschaft. Die Edda kennt ihn als vorzüglichen Schlittschuhläufer und Bogenschützen. Die lehtgerühmte Fertigkeit macht ihn zum Regenten des vom „Schützen“ beherrschten Monats, des Novembers. Von ihm hat also der Patron der Jäger, der hl. Hubert (3. Nov.), Züge überkommen, Züge, welche auch darauf hindeuten, daß Wuotan in der That der allgemeine Jahrgott ist, welcher in den einzelnen Jahreszeiten sich durch Spezialgötter vertreten ließ. So wird auch vom hl. Hubert, früher Kut-bert, da und dort erzählt, daß er als wilder Jäger, wie Wuotan, im Sturme über die Stoppeln sause; er hieß auch Hötr, d. i. der Kutige, da die Wolken sein Kut sind. Anklänge seines Namens sind in Ullersdorf, Ulrich, Albert, Alfred u. s. w. vorhanden.

Die den Dänen, Isländern, Schweden, Norwegern, Sriesen, Britten und Schweizern gemeinsame Tellfsage kann zurückgeführt werden auf eine Eddasage, in welcher erzählt wird, daß auf König Nidungs Geheiß, Egil, ein trefflicher Bogenschütze dem eigenen Sohne einen Apfel vom Kopfe schoß und auf die Frage Nidungs, warum er drei Pfeile gehabt habe, antwortete, die beiden andern seien im Falle des Mißlingens dem Könige zugedacht gewesen. Auch Egil erscheint bei näherer Untersuchung als eine Übertragung Odins.

An den Bruder Egils, den Schmied Wieland, erinnern die Wielandshalle, ein Sels in Werend, wo seine Schmiede gewesen sein soll, ein Wielandstein mit nächtlicher Erleuchtung und Geister-spuck bei Kunstein, ein Wielandstein in der rauhen Alp u. s. f.

Die Gemahlin Modans oder Odins war Sreña, (eine Personifikation des heitern Himmels,) die Göttin des häuslichen Glücks und der Liebe, denn srija heißt lieben und freien = werben. Sie war in Walhalla die eigentliche Mundschenkin der Götter (als welche sie allerdings auch von den Walküren vertreten wird,) sie empfing die in der Schlacht Gefallenen, die Einherier, zuerst in der himmlischen

Kasse und reichte ihnen das Trinkhorn. Wenn heutzutage in deutschen Landen die Hausfrau den Empfang und die Bewirtung der Gäste als ihre Aufgabe betrachtet, so setzt sie nur die Thätigkeit Srenas fort und folgt echt altdeutscher Sitte. Von Modans Gemahlin hat der Sreitag (ahd. *frīatac*, altnord. *frejjudagr* = Tag der Srepa) seinen Namen. Sie führt auch den Namen Srigg, der uns in Sricken, Srickenburg, Srickendorf, Srickenhaus, Srickenhausen, Srickingen u. s. f. erhalten geblieben ist.

Ihrem Wesen waren neben den genannten Zügen der Liebe und des Glückes auch solche des kriegerischen Altertums eigen, und sie teilte sich mit Odin in die Leiber der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen. Da nun ihr Gespann von zwei Katzen gezogen wird, so ist auch die Katze in der Sage und im Aberglauben ein Doppelwesen, an das sich bald Glück, bald Unglück heftet. Jedenfalls, weil Srepa die Göttin und Beschützerin der Liebe ist, erhält nach dem Volksglauben derjenige, der ein Sreund der Katzen ist, eine brave Schwiegermutter. An manchen Orten gilt die Katze auch als Wesen, an dessen Lebensdauer der Bestand der Familie hängt — aber auch als Hexe, als verwünschter böser Geist erscheint sie und ist dann das Attribut der die Toten sammelnden Srepa. Todkündend ist die Katze deshalb geblieben, weil sie aus dem Srenakultus auch übertragen wurde auf die Verehrung der hl. Gertrud, die als christliche Seelenempfängerin gegolten hat, wie Srepa als heidnische (die abgeschiedene Seele mußte nämlich nach der Sage die erste Nacht bei der hl. Gertrud Herberge nehmen) und deren Attribut Katze und Maus waren. Wenn man also die Katze nicht allein bei Kindern, nicht bei einer Leiche lassen soll, wenn sie nicht über ein Krankenbett springen oder sich auf dasselbe setzen darf, wenn man nicht von ihr träumen soll, so beruht das durchweg auf ihrem heidnischen Charakter als Attribut der die Toten sammelnden Srepa.

Einer späteren Ausführung vorausgreifend sei hier schon bemerkt, daß die Seelen auch als Mäuse aufgefaßt wurden (vgl. hl. Gertrud!). Den Mäusen pfeifen, heißt also, den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden. Auch der vielfach nicht mehr verstandene Ausdruck „maustot sein“ heißt nicht,

wie eine Maus tot sein, sondern seiner Seele, seines ganzen Wesens beraubt, vollständig tot und vernichtet (nicht scheintot) sein. Nach altheidnischer Vorstellung verlassen alle Mäuse, wenn der Hausherr gestorben ist, zugleich sein Haus. Daher auch der Ausdruck, „mit Mann und Maus zu Grunde gehen.“ Auch in Gestalt anderer Tiere, wie als Wiesel, Mücken, Hummeln u. s. w. konnten die Seelen erscheinen. Wenn in Tyrol die Kröte trotz ihrer Häßlichkeit mit Schonung behandelt wird, so geschieht es nicht etwa, weil man ihre Nützlichkeit für die Gärten erkannt hat, sondern weil sie für eine arme, d. h. büßende Seele gehalten wird.

Aber nicht nur Katzen und Mäuse haben eine leichenkündende Aufgabe; in dieselbe teilt sich mit ihnen der Hund. Eine viel und weit verbreitete Meinung ist folgende: „Wenn Hunde nächtlich heulen, so stirbt jemand in der Nachbarschaft.“ Der Grund dafür liegt darin, daß die schon oben (S. 11) genannten, von Odin ausgeschickten Walküren (Leichenwählerinnen) und Nornen (Schicksals Spinnerinnen) von Hunden begleitet sind, welche von den irdischen Hunden zuerst gewittert und angeheult werden.

Auch Sreya ist gleich Odin in einen Berg entrückt und haust dort als Frau Srene, Frau Solda (hat auch wohl ihren deutschen Namen mit einem klassischen verwechselt: Frau Venus, Frau Juno), auch als Frau Edd im böhmischen Frauenberg; in der letzten Gestalt hat sie den Namen der nordischen Edda sich angeeignet. In der Sage von der Pfalzgräfin Genovesa, die unschuldig verleumdet und bestraft wurde und welche ebenfalls als Sreya erkennbar wird, tritt noch ein anderer Teil des Mythos zu Tage: auch Sreya wird nach einer heidnischen Mythe von ihrem Gemahl verlassen.

Die schon oben genannte Gertrud führt den Namen von Ger und dem Walkürenamen Thrudhr, ist also die mit dem Speer bewaffnete Thrudhr — also eine Walküre oder, da zeitweise daselbe Geschäft Sreya vollbringt, Sreya selbst.

In der Sache verwandt mit Sreya, der Göttin des heitern Himmels, ist Srenr, der lichte Sommergott, der auch Sroda = Friede heißt und von dem unsere Friedrichs ihren Namen haben.

Wenn unser Mittwoch und Freitag Saftage geworden, so ist das dadurch begründet, daß die Missionäre notwendigerweise

am meisten gegen die Hauptgötter des deutschen Festlandes, Wuotan und Sreya, wirken und demzufolge auch die denselben geweihten und deshalb verrufenen Tage durch besondere Gegenwirkungen in christliche Tage umschaffen mußten.

Auch Sreya hat eine Weiterbildung erfahren dadurch, daß sie zur Perachta, Perchta, Berchta, Bertha (= leuchtende, glänzende Göttin), auch Holde wurde. Sie wird als Spinnerin gedacht (die im Herbst fliegenden Spinnweben, gewöhnlich fliegender Sommer, Altweiberfommer genannt, heißen auch das „Gespinnst der Frau Holde“) und im Voigtlande auch Werre genannt, weil sie, wenn ihr Unwillen erregt wird, den Schlach am Rocken verwirrt. Werre ist so viel als Wirnis, und daher mögen der Stuß Werra und die unzählige, wirre Gänge grabende Maulwurfsgrille Werre ihren Namen haben. Auch das Wort Werg stellt eine Ideenverbindung zwischen Werre und dem Wesen der Bertha als Spinnerin her. Von Berchta wird erzählt, daß sie diejenigen mit ihren plumpen schweren Süßen trete, welche nicht aufessen. Als leuchtende Göttin lernen wir sie kennen aus der Vorschrift, daß man aufessen müsse, damit es schön Wetter werde. Ihren Namen trägt Berchtesgaden im bayerischen Gebirge.

An den ihren Namen tragenden Tagen, dem Sylvestertag und Dreikönigstag, den Berchtentagen, werden in Oberbayern fette Kuchen gebacken, mit denen man sich den Bauch schmieren muß, damit Berche mit ihrem Messer an demselben abglitsche, wenn sie denselben als Strafe dafür aufschneiden und mit Häckerling füllen will, daß man nicht immer die ihr geheiligten Saftenspeisen, Sische und Habergrühe, Knödel und Seringe willig gegessen habe. — Das Begehen der Berchten- oder Bechtenfeste, bei welchen Kinder und Handwerksbursche Gaben sammelten, hieß im Elsaß „bechten“, woher das „Sechten“ unserer reisenden Handwerksburschen seinen Ursprung leitet.

Die Mutter Erde wurde als Nerthus hoch verehrt; ihr Name wandelte sich mit der Zeit in Bertha und Herda um, welchen noch viele adelige und bürgerliche Geschlechter in Deutschland führen. Herda, ein Ort in der Nähe eines hl. Sees bei Ohrdruf, Harth, ein nahe liegendes Gehölz, das Gebirge: der Harz, der Herdaturm, ein Weiler im Rhön, Herda im Meiningschen, Hertefeld und Hertter

in Preußen sind darauf zurückzuführen. Auch der heimische Herd, den die germanische Erdmutter in ihrem besonderen Schutze hält, hat von ihr den Namen.

Sie war die Gemahlin Njördrs, des Gottes der Schifffahrt, und von ihrer Insel im Ocean auf einem Wagen, der zugleich Schiff war, zu den Völkern gekommen. Noch lange wurde auch in christlicher Zeit ein solcher Schiffswagen als Heiligtum Nerthas verehrt, von festlichen Zügen eingeholt, und die Geistlichkeit hatte Mühe genug, solch abgöttisches Treiben abzubringen. Die in dem Wagen die Erdgöttin und Wachstumsgegnen darstellenden Personen vermummten sich (wohl auch aus Furcht vor der Geistlichkeit). (Siehe auch S. 56). Die Erinnerung an den Schiffswagen ist uns in dem Worte Karneval (car-naval) erhalten geblieben; nicht minder haben sich auch die festlichen Umzüge und die Vermummungen bis in unsere Zeit gerettet. (Vgl. auch S. 55.)

Daß die Erde göttliche Verehrung genoss, beweist auch, daß man noch heute einem Schwärzer, der es nicht über sich bringen kann, ein Geheimnis zu bewahren, in ironischem Sinne zuruft, er solle eine Grube in die Erde graben und es dieser mitteilen, da sie, die Wohlthätige keinen schädlichen Gebrauch davon mache. Auch beichtet man der Erde im Spiele (ebenso dem Ofen, was auf göttliche Verehrung des Feuers schließen läßt.) —

Von der Göttin Ostara soll hier nur vorübergehend gesagt werden, daß unser Osterfest den Namen von ihr entlehnt hat. Auch die Ortschaften Ostau, Osterborn, Osterhagen, Osterhofen, dann der Osterwald, die Osterkuppe verdanken ihre Namen dem Andenken an sie. Sie ist die Göttin des Lichtes, des tagenden Morgens, des Ostens, und die Verkündigerin des Lenzes. Die Minne, welche man ihr trank, (vgl. S. 33) hat sich erhalten in dem Gebrauch, am weißen Sonntage (acht Tage nach Ostern) Punsch zu trinken oder die Mädchen zum Met zu führen, damit sie schön und stark werden. Als Gebäck werden dabei sogenannte Schifferln genossen, eine Reminiscenz an das Glas, dessen man sich bediente, wenn man die Minne Nerthas trank, und das die Gestalt eines Schiffes hatte. Daß Nertha und Ostara sehr viele innere Beziehungen hatten und daß deshalb ihr Dienst leicht zusammenfließen konnte, ist leicht be-

greiflich. Einem spätern Teile der Abhandlung soll es vorbehalten bleiben, die z. Z. noch bestehenden Ostergebräuche näher zu würdigen. (Siehe S. 50 u. 60.)

Die germanische Mythologie kennt auch halbgöttliche Wesen, welche gemeinhin mit dem Ausdrücke Elben oder Alben bezeichnet werden. Sie sind meist milden Charakters und im Innern der Berge äußerst thätig, schmieden Waffen, Schmuck und die wichtigsten Geräte der Götter, weshalb sie Zwerge (von dvergar = Wirker) genannt werden, was somit ursprünglich nicht auch zugleich den Begriff des Kleinen enthielt. Ein solcher Elfenzwerg oder Kobold ist auch das sog. Münchener Kindl, ein Mönch im Stadtwappen dieser Stadt. Außer diesen Elben des Erdinnern gibt es nach der Sage auch solche der Bäume und Wälder; sie sind also auch Baum- und Blumengeister, und von ihnen soll später ausführlich die Rede sein. Hier sei nur gesagt, daß die Alben oder Elfen (davon die Namen Alberon, Alberich, Elferich, Oberon) da und dort auch als dem Menschen feindlich gesinnte Wesen erscheinen, zu Hexen, ja sogar zu Drachen werden. So ist die Trud oder Mar, welche Schlafende bis zum Ersticken drückt, eine Elfe; in dem Ausdrucke „Ein Alp (oder Alpdruck) liegt mir auf dem Herzen“ ist der Alp ebenfalls ein solches feindlich gesinntes Wesen. Der Landmann in Bayern und Tyrol kennt den Elfen als Drachen; er nennt dürre Stellen in Wiesen (magere Flecke) Alberfleck und sagt, daß sie vom Alber, einem Drachen, herrühren, der ganz glühend ist und daher das Gras rings herum versengt, wenn er sich, von seinem nächtlichen Sluge ausruhend, auf eine Wiese setzt. Als Hexen stiften die Elben allerlei Unheil. So entsteht der Hexenschuß (eine Entzündung der Muskeln im Kreuz) vermeintlicherweise dadurch, daß die Hexe nach ihrem Seinde einen Pfeil schießt, der alsbald Schmerzen, ein lahmes Glied oder sonst ein Übel erzeugt.

Die Hexen haben aber auch manche Sülge von den (S. 11 und 26 genannten) Walküren. Diese hießen auch Schwanenmädchen, weil sie an einsamen Teichen ihre Gewänder ablegen, um zu baden und sich in Schwäne verwandeln. Die Hexenprobe, die darin besteht, eine der Hexerei Angeeschuldigte ins Wasser zu werfen, gründet sich darauf. Ist die Angeklagte unschuldig, so geht sie unter, ist sie schuldig, so schwimmt sie, d. h. sie ist eine Hexe, nämlich eine Walküre, ein

Schwanenmädchen. Die Hecen werden ferner sehr oft auf Tieren reitend gedacht und dargestellt: sie sind somit unschwer als die auf den Wolkenrossen durch die Lüfte reitenden Walküren zu erkennen. Wenn sie in der Walpurgisnacht auf den Brocksberg reiten, um dort an dem Gelage des Teufels teilzunehmen, so erkennen wir sie ebenso leicht wiederum als Walküren, deren Aufgabe es ja auch war, in Walhalla Odin und den Einheriern als Schankmädchen zu dienen.

Die Walküren leiten uns auf eine andere Göttin über, mit der sie deswegen Beziehungen besitzen, weil sie die in der Schlacht Fallenden auswählen, weil sie also gleichsam die Genien des Todes sind. Die Göttin der Unterwelt heißt Hel und wird auch als Todesgöttin aufgefaßt. Mit ihr und ihrem Kultus hängen eine Anzahl noch jetzt bestehender Gebräuche und Meinungen zusammen, welche sich an den Tod des Menschen knüpfen. So sagt man im Norden, wenn ein Todkranker genest, er habe sich mit der Hel abgefunden. Der Aberglaube verlangt, daß man einem Verstorbenen Schuhe (und zwar gute) ins Grab mitgebe. Wird das nicht befolgt, so haben die Überlebenden Schaden etc. zu befürchten. Es ist dies nur ein Überbleibsel altheidnischer Sitte, nach welcher ein Naheverwandter vor dem Schluß des Grabhügels noch hineinging und dem Toten den Hellschuh festband, auf dem dieser nach Walhalla gehen sollte. An manchen Orten gibt man noch jetzt einer verstorbenen Frau Nadelbüchselein, Singerhut, Kämme, Schermesser mit ins Grab, und allerwärts ist es Sitte, daß auf der Bahre eines Soldaten oder Beamten Degen, Hut, Orden u. s. w. angebracht und mit dem Toten zur Grabstätte getragen werden. Beide Gebräuche beruhen auf der heidnischen Meinung, daß der Verstorbene im Jenseits sein bisheriges Leben fortsetze, daß man ihm also die notwendigsten Dinge für seine Thätigkeit zum sofortigen Gebrauche mitgeben müsse. Demzufolge haben auch die alten Germanen jedem Manne alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nötige mitgegeben.

Überall ist es Sitte, den Verstorbenen gewaschen und in festlichen Kleidern ins Grab zu betten, für uns ein Akt der Pietät, der bei den Heiden, bei denen die strenge Vorschrift bestand, die Leiche gewaschen, gekämmt und mit geschnittenen

Nägeln zu bestatten, um so wichtiger war, als ja die Verstorbenen so, wie sie bestattet wurden, nach Walhalla eingingen.

Sür „sterben“ wird gar häufig auch im Volksmunde „absegeln“ gebraucht. Auch dieser Ausdruck ist altheidnischer Anschauung und Sitte entsprungen. So erzählt die Edda: Sigmund, der Vater Sinfjötli's, legte die Leiche desselben in das Schiff eines an einer Sur't wartenden Mannes. Als er es gethan, vermochte dasselbe nicht, noch etwas (auch den Vater) zu tragen. Der Mann stieß ab und verschwand — die Leiche blieb also allein (ohne Begleitung). Der Mensch wird von den Seinigen getrennt. Serner: Der schwer verwundete König Ring von Dänemark, dessen Braut vergiftet worden war, setzte sich mit der Leiche auf ein Schiff, das mit Schwefel und Pech entzündet worden, und steuerte bei vollem Winde ins Meer hinaus, indem er sprach: „Mit rechter Pracht und königlich will ich zu Odhin kommen.“ Eine schwedische Sage erzählt sogar, daß Odin selbst die in der Bravallaschlacht Gefallenen auf einem goldenen Schiffe nach Walhalla überführe, und das Odinische Gesetz in der Ynglingasage fordert, daß die Asche des Leichenbrandes in fließendes Wasser geworfen werde, weil dies sie weiter in das Totenreich führe. Bei der Bestattung wirft heutzutage jeder Begleiter nur noch eine Scholle Erde auf den Sarg — in alter Zeit war es gemeinsame Pflicht aller Anwesenden, die Bestattung vorzunehmen.

Wir legen unsere Toten mit dem Gesichte gegen Osten gewendet ins Grab, eine Sitte, die uns aus dem germanischen Heidentume und dem Judentume gemeinsam überkommen ist. Das Los der Unseligkeit bestand bei den Germanen darin, nicht gegen Osten = Sonnenaufgang gelegt zu werden, war ja die Sonne die Spenderin alles Lebens und mit dem ganzen Naturkult aufs innigste verwachsen; auch die Kirchen sind deshalb zumeist gleichermäße nach Osten gerichtet.

An Alterseelen ist man jetzt im Namen der Toten, denen man sie darbringt, Brote, sog. Seelenwecken. In heidnischer Zeit wollte man die Toten auf die Reise stärken und gab ihnen Brot mit, setzt ihnen zur Zeit, da sie umziehen (in den ersten Nächten des November und am Martinsabend) (Siehe S. 9 u. 10) überall Speisen zur Stärkung hin. Dem jetzt üblichen Brotopfer ist jedenfalls früher ein Opfer von Korn, vorzugsweise Gerste, vorausgegangen, an das

nur noch der im Thurgau gefeierte Gerstentag, ein von den Kindern des ganzen Gaues gemeindeweise begangenes Jugendfest erinnert. Damit uns auch die Seelenwecken an jene heidnische Verpflichtung ermahnen, die in der Edda vorgeschrieben wird: „Ein Hügel soll dem Heimgegangenen erhoben, gewaschen und gekämmt soll er bestattet werden“, haben unsere Totenbrote die Form der Haarflechte, versinnlichen also die Sortsezung jenes Liebesdienstes, heißen meist auch Zöpfe, Zipfel, Züpfen oder Strizeln (von strählen = kämmen).

In schwäbischen Gemeinden ist es Brauch (bis zum Jahr 1000 sogar noch an fürstlichen Höfen), daß am Allerseelenfeste oder an einem der Gedächtnistage eines Verstorbenen die Tumba „zum Gedächtnisse und Heil“ des oder der Verstorbenen etagenweise mit allen möglichen Viktualien, dem sog. Aufsatz, beladen und garniert wird. Als altheidnische Reminiscenz betrachtet, erfüllen diese Nahrungsmittel den doppelten Zweck, dem Verstorbenen als Wegstärkung auf der Reise zu dienen, wie auch als Buße für gethanes Unrecht zu gelten. Denn die heidnische Mordbuße bestand in so viel Gold, als die Leiche des Ermordeten schwer war, und die eddische Sage erzählt schon, der Bauer Freidmar habe von den Asen verlangt, ihm als Lösegeld dafür, daß sie seinen Sohn, der Ottergestalt angenommen, erschlagen hatten, den Otterbalg mit Gold zu füllen und von außen zu hüllen (daher die Redensart „Hülle und Sülle“). Mit derselben Absicht wollte ehemals der Erbe die Sünden seines verstorbenen Freundes büßen, wenn er dessen Grab mit einem Haufen Korn überschüttete, bis Grabhügel oder Grabstein davon ausgeebnet oder überdeckt war; mit derselben Absicht wird heute die Tumba in der oben angegebenen Weise mit Lebensmitteln beladen. Und wenn, wie es noch heute geschieht, am Karfreitag der Bauer im Innthal das in der Kirche zur Verehrung ausgestellte Kreuzifix mit Mais, der in Altbayern mit Korn überschüttet, so thut er es eben wie seine Ahnen vor zwei und mehr tausend Jahren in der Meinung, er könne das Maß seiner Sünden durch ein der Größe des Kirchenkreuzifixes gleichkommendes Quantum Korn aufwiegen. Und wenn er denselben Gebrauch am Allerseelenfeste pflegt, so überträgt er eben in diesem Zusammenhange das Gewicht des von ihm kirchlich Geopferten auf das Seelenheil

seiner Verstorbenen. Ganz dieselben Gebräuche herrschen auch an andern Orten, wo der Getreidebau weniger stark ist: die Opfer bestehen dort eben in anderen Früchten. Die altheidnische Zeit gab den geopfertem Kornberg preis; in unseren Zeiten sind die Kirche mit ihren Dienern, Arme und Kranke, Witwen und Waisen, Kinder u. s. w. die Empfangenden.

Die Sorge für Bäßung der Übelthaten der Abgestorbenen, wie für ihre Stärkung auf dem Wege dauert in katholischen Gegenden das ganze Jahr; denn man sammelt die Brosamen des Eßtisches eine Woche hindurch in der Schublade und wirft sie Samstags für die armen Seelen ins Feuer. Auch das zu hart gewordene oder auf dem Wege gefundene Brot darf nicht entweiht werden; man soll es den armen Seelen auf einen Baum, einen Saun u. s. w. legen. Wenn beim Heraus schöpfen aus der Suppenschüssel etwas auf den Tisch fällt, so verbleibt es den armen Seelen. Wenn die Hausfrau den Brotteig anmacht, so wirft sie eine Handvoll Mehl hinter sich, ein Stücklein Teig in den Backofen, wenn sie Küchel backt, so wirft sie einiges Schmalz aus der Pfanne und dann das erste Küchel selbst ins Feuer — alles für die armen Seelen.

Die den Toten als Wegzehrung gebotenen Speisen wurden sehr häufig unter den Tisch gestellt, und davon hat unsere bessere Gesellschaft die Vorschrift entlehnt, die der „gute Ton“ aufstellt, die, daß man ein bei Tische auf den Boden fallen gelassenes Stück nicht aufheben dürfe: die Alten hätten gesagt, weil es den Toten verfallen, ihnen gehörig ist; wir sagen: weil es unappetitlich ist und auf ganz besondern Hunger schließen lassen würde.

Auch die Trankopfer der alten Deutschen haben das Heidentum um Jahrhunderte überdauert. So entstand (nach Srenbes Darstellung) das Wort Minne aus dem Becher, den man zum Andenken an geliebte Abwesende oder Verstorbene leerte; denn der Becher, der den Trank enthielt, hieß Minni (von meinan = gedenken.) Bei den Nordländern goß der opfernde Priester ein Trinkhorn zu den Süßen des Gößen aus, füllte es dann neuerdings und trank ihm zu. Er hob es durch die Opferflamme und leerte es zuerst zu Wodans, dann zu Thörs und Srenas Verehrung, dann zum Gedächtnisse be-
Durmayer, Reste altgerm. Heidentums.

rühmter Helden, hierauf zum Andenken geschiedener Freunde u. s. w. Was sind unsere Toaste anders, als eine Sortsehung jener altgermanischen Sitten, oft in Einzelheiten noch mit jenen übereinstimmend! Wird nicht in studentischen Kreisen noch heute bei Kneipen nach den vorausgegangenen heitern Trinksprüchen auch der Toten gedacht?

Von der Sitte der Seelenopfer rührt auch die weitere des Abhaltens von Totenmahlen (in der Oberpfalz das Eindaichteln (von goth. *dauths* = das Mahl) des Toten genannt). Sogar die oft bei solchen Totenmahlen zu Tage tretende Heiterkeit, welche sich nicht selten zu Gesang und Tanz verstieg und welche uns als aller Pietät für den Verstorbenen entbehrend erscheint, ist im Heidentum begründet und hat, von diesem Standpunkte aus betrachtet, alles Recht der Existenz; denn nach germanischem Glauben nimmt man dem Toten die Ruhe, wenn man ihm zu heftig und zu lange nachweint. Deshalb beauftragte auch der sterbende Nibelunge Wolfhart seinen Nessen, daß er die Totenklage um ihn abstelle, und deshalb bedeutet auch nach dem Eddischen Helgiliede der Begrabene seiner weinenden Gemahlin, jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust.

Der noch übliche Leichentrunk,* das Grabbier, das Trauermahl (und wie die am Begräbnistage, dann dem sogen. Siebenten und Dreißigsten veranstalteten Schmäuse hießen) haben aber auch noch eine weitere Beziehung in die alte Zeit: Nach altdeutschem Rechte durfte sich nämlich der Überlebende erst dann in den Besitz der Erbschaft setzen, wenn Erb Mahl und Erbtrunk (altnord. *arfol* = Erb-Alle) und damit die Minne des Verstorbenen getrunken war — gewiß kein Wunder, wenn dieser Brauch, bei dem der „lachende Erbe“ nichts anderes zu thun hatte, als einer religiösen Vorschrift gerecht zu werden, welche mit seinen eigenen Empfindungen übereinstimmte, sich länger als das Heidentum erhalten hat.

Das Hauptfest der Toten ist das Allerseelenfest (2. Nov.). Dasselbe wurde in der Christenheit zwar erst durch den von einem Kreuzzuge zurückkehrenden Abt Odilo von Clugny im Jahre 998 eingeführt. Aber es fand um so leichter rasche Annahme und Zustimmung und allgemeine Verbreitung, als dadurch den Germanen ein Fest zurückgegeben ward, das einstens von ihren heidnischen Vor-

fahren hoch gefeiert worden und das noch nicht ganz ihrem Andenken entschwunden war; denn Bischöfe und Päpste klagten noch im 8. Jahrhundert, daß um diese Zeit bei manchen neubekehrten Völkern noch immer ein großes heidnisches Fest gefeiert werde. (Vielleicht ist das Losen bei den Dirnen am Andreasabend, wenn sie durch Bleigießen, Pantoffelwerfen, Zweigepflücken die Zukunft erfahren wollen, noch ein solcher Rest.) Die heidnischen Germanen hatten nämlich mit ihrem ausgeprägten Naturfinne die hervorragendsten Abschnitte des Jahres zu Festen gemacht. Dem 1. Mai, an welchem man den Einzug der Vegetation, des Sommers und der Zugvögel feierte, stand der 1. November gegenüber, an dem ein großes Abschiedsfest des Sommers oder der scheidenden Vegetation begangen wurde, da zu Beginn des Winters alle Blätter gefallen, alle Zugvögel fortgezogen sind, das ganze Leben der Natur erstorben erscheint und der dunkle, kalte Winter, der Tod der Natur, nun für längere Zeit herrscht. 1. Mai und 1. November teilten also das Jahr in eine Sommer- und eine Winterhälfte. Mit dem Gedächtnisse des geschiedenen Sommers verband man zugleich das Gedächtnis der dahingegangenen Seelen. Da zog dann das große Heer der Toten um, wurde von dem zum Opfer versammelten Volke begrüßt und mit frisch aufgestellten Speisen zur Weiterreise gestärkt. Diese Opfergaben wurden auch später von den Bekehrern noch bedingungsweise geduldet, da sie ja den Armen und Siechen zugewendet wurden, also einen wohlthätigen und im Christentume begünstigten Zweck erfüllten — es bedurfte nur der Milderung und Umbildung. Und in der That haben sich diese Totenopfer in verschiedenen Formen, wie z. B. im „opfern gehen“ (wir bringen nur mehr einige kleine Münzen dar), im obengenannten Tumba-Aussatz u. s. w. erhalten.

Auch der Glaube an den Umzug der Toten hat sich erhalten, und als Zeit hiefür gelten im Volke die ersten Nächte des November, auch der Martinsabend (11. Nov.). An diesen Tagen sollen nach heute bestehender frommer Meinung die armen Seelen aus dem Segesfeuer in den Himmel fahren, weshalb man Wachslichter anzündet.

Das Heidentum lehrte nämlich auch die Seuerbeschaffenheit der Seele, und dieser Vorstellung entspricht es, wenn wir dem Sterbenden eine brennende Kerze, die Sterbekerze, in die Hand geben,

und wenn der Volksglaube in den Irrlichtern wiederkehrende Geister sieht. In vielen altgermanischen und skandinavischen Mythen erscheint das Leben an eine Kerze geknüpft. (So wird das Licht des skandinavischen Mornengasts, damit es nicht verglimme, von der Mutter desselben verwahrt.) Dieses Orakel hat sich in dem Kinderspiele „Stirbt der Suchs, so gilt der Balg“ erhalten. Es wird ein brennender Span oder ein Wachslicht herumgereicht, und derjenige ist spieltot oder pfandpflichtig, in dessen Hand sie erlöschen.

Im Zusammenhange damit steht und auf gleichen Grund zurückzuführen ist das Orakel, das sich im „Mehlschneiden“ ausdrückt. Das Spiel besteht bekanntlich darin, daß die Teilnehmer mit einem Messer an einem Häufchen Mehl von allen Seiten so lange weg schneiden, als ein in Mitte stehen bleibender Rest nicht umfällt. Derjenige, der den letzten säulenartig stehenden Rest (natürlich wider seinen Willen) zum Fallen bringt, ist spieltot. Das Spiel war früher ein Aschenschneiden, denn es wurde dazu ein Häufchen Asche benützt, auf dessen Höhe sich ein glimmender Funke befand, den unangestastet zu lassen, sich jeder Mühe gab. — In den Stuben der Wöchnerinnen läßt man das Licht nicht ausgehen, damit das Leben des Kindes von niemandem geschädigt oder von den Elben gar entführt werden könne.

Auch die Sitte, den Geburtstagskuchen mit so viel Lichtlein zu bestecken, als das Kind Lebensjahre zählt, ist auf die gleiche Meinung von der Licht- und Feuerbeschaffenheit des menschlichen Geistes, der Seele, zurückzuführen. In Oberdeutschland ist ferner das sog. Scheibenschlagen üblich. Man schleudert unter Ausrufung des Namens der Geliebten oder Braut angeglühte Holzscheiben an Schwungstäben vom Berge zu Thal, um der Geliebten die Lebensdauer zu verlängern. (Näheres hierüber siehe unten S. 39!)

Schon frühe wurde die Sonne (Sunna) als Quelle alles Lebens erkannt und dem entsprechend verehrt. Der ihr geweihte Tag, der Sonntag, hat sich seinen Namen auch in der christlichen Zeit erhalten, ja das Volk hält sogar noch die alte Form fest und sagt „Sunn-tag“. Die Mythologie erzählt, daß die Sonne ein Auge Odins sei und mit Odin, Balder und Vol allgegenwärtig die Welt durchwandere,

um nebst ihrer Schwester die Heilkunst auszuüben. Deshalb galten auch Sonntagskinder als Glückskinder. Dem Auge Odins kann nichts verborgen bleiben, weshalb auch in alter Zeit Eide bei der Sonne geschworen wurden und die noch gebräuchlichen Sprichwörter: „Die Sonne bringt es an den Tag“ und „Nichts ist so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen“ uns jene Vorstellung ins Gedächtnis zurückrufen.

Mit ihr wurde das ganze Leben der Natur in Beziehung gebracht! Die Berge Sonnenwendstein, Sonnenwendjoch, Sonnenleitstein u. a. haben ihre Namen unzweifelhaft davon, daß ein neues Jahr begann, wenn die Sonne an einem bestimmten Punkte, der durch den Berg fixiert wurde, stand. Auch manche Pflanzen, wie die Sonnenblume, der Sonnengünnel, das Sonnenkraut erhielten von ihr den Namen. Mit ihr wurden auch die meisten Feste in Beziehung gebracht. So hat man in christlicher Zeit die Seier der Geburt Christi auf eine Zeit verlegt, da man früher das Jul, d. i. das Rad der Sonne, feierte. Indem die christlichen Bekehrer so den Bekehrten gestatteten, die fest eingewurzelten Gewohnheiten beizubehalten und nur darauf bedacht waren, dem Naturmythus die christliche Deutung zu unterlegen, förderten sie auch ihre eigenen Zwecke am besten. Warum hätten sie auch die im Volke schon vorhandenen Anschauungen und Begriffe ~~vornehm~~ bei Seite setzen sollen, da sie doch so gut die neue Lehre unterstützen halfen! Warum hätte nicht auch die Sonne ferner noch als ein Sinnbild dessen angesehen werden sollen, von dem alles Leben ausgeht! Ist nicht die Zeit der Winter Sonnenwende, des neuankommenden Lichtes so recht geeignet zur Seier des Geburtsfestes Christi! Ja, hätte man nicht dasselbe selbst dann auf diese Zeit verlegen müssen, wenn im Heidentume nicht ohnehin schon ein ähnliches Fest vorhanden gewesen wäre! Wir können wohl sagen, daß die christlichen Bekehrer um so mehr berechtigt waren, das Bestehende weiter bestehen zu lassen, als es ja gar oft als Symbol für die neue geistigere Lehre dienen konnte und das Verständnis der christlichen Lehre vermitteln half. Ja noch mehr, der alte Naturmythus deckte sich in vielen Punkten mit christlichen Anschauungen; die Missionäre brauchten also nur, die bisher gebräuchlichen Vorstellungen in christliche umzuwandeln, oder denselben das christliche Verständnis zu eröffnen. Wo man in dieser Weise vorging, hatte

man auch bald günstige Resultate des Bekehrungsgeschäftes zu verzeichnen. Die ahd. Wihinacht, unser Weihnachten, wurde sehr bald als „Christnacht“ die heiligste der Nächte. Manch Nebensächliches konnte dann ungehindert bestehen bleiben, verlor es ja durch die Umwandlung der Hauptbegriffe seinen logischen Zusammenhang und mußte dadurch mit der Zeit, weil des Verständnisses entbehrend, die Bedeutung verlieren. So wurde beispielsweise von den alten Germanen die Sonne mit ihren nach allen Seiten ausgehenden Strahlen durch einen borstigen Eber versinnbildlicht, da die Strahlen mit den Borsten einige Vergleichung zuließen. In der Wihinacht schlachteten die heidnischen Deutschen, Angelsachsen u. s. w. der Sreha (= Personifikation des heitern Himmels,) mit der eben genannten Beziehung auf die Sonne den Jul-Eber. Der arme Tagelöhner, der sich heute an Weihnachten gestattet, einen Schweinsbraten zu essen, denkt gewiß dabei ebensowenig an den Sreha-Kultus, wie die aus der nächtlichen Christmette Zurückkehrenden, wenn sie noch schweinerne, sog. Mettenwürste essen! Ebenso wenig denken die Bäcker in Holstein, welche um Weihnachten Kuchen in der Gestalt oder mit dem Bilde eines Ebers backen, daran, daß die Kuchen auch, wie der Jul-Eber eine Opfergabe für Sreha waren. Da diese auch Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit war, so brachte man ihr auch solche unblutige Gaben dar, welche sich auf die letztgenannte Wirksamkeit bezogen, Gaben aus dem Pflanzenreiche: Äpfel und Nüsse. Sreha sollte aber in allen ihren Gebieten geehrt werden und erhielt deshalb als Landtier einen Eber, als Wassertier einen Sisch, die Erdfrucht in Form eines Kuchens, als Baumfrüchte Äpfel und Nüsse. Gewiß wird deshalb niemand unsere Weihnachtsbescherung mit den Äpfeln, den goldenen (an die Sonne erinnernden) Nüssen und den verschiedenen Gebäcken als heidnisch ausmerzen wollen, erinnert sie uns doch ebenso gut an die ewige Liebe und Güte unseres Gottes, und gibt sie doch so gute Gelegenheit, das Gebet: „Liebet einander!“ zu erfüllen! Mit Beziehung auf das an Weihnachten neu erwachende Licht der Sonne, zündete man in dieser Nacht Lichter an, wie auch die Christbescherung nicht ohne Illumination des Tannen-Bäumchens, (das mit seinen Nadeln wiederum auf den borstigen Juleber und die strahlenaussendende Sonne hinweist), mit vielen Lichtlein gedacht werden

kann. In England werden noch heute Kerzen von ungewöhnlicher Größe angezündet und ein großer Klotz, der Julblock, brennt auf dem Herde. Dieser letztere ist ein Überbleibsel des brennenden Julrades, das in der Johannisnacht bergabwärts, in der Weihnacht bergaufwärts als Sinnbild der Sonnenwende gerollt wurde. Auch bei uns ist der Julblock noch nicht ganz verschwunden. In St. Gallen und Appenzell laden die jungen Leute am Montag nach dem Sunkenfonntag (= 1. Sonntag in der Saften) einen Block auf Schlitten und ziehen ihn unter Jauchzen und Schellengeläute zum nächsten Wirte, wo sie einen Trunk bekommen. In Oberbayern ziehen sich die Leute mancher Dörfer am St. Leonhardstage gegenseitig große Blöcke an Stricken zu, und in Tyrol und Krain schleppen die Bursche alten Jungfern in der Saftnacht einen Block vor das Haus. Da die in der Wihnacht verehrte Sreha auch (wie schon oben gesagt) die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit war, so ist auch der Julblock das Sinnbild dafür geblieben. Schon oben (S. 36) ist des „Scheibenschlagens“ gedacht worden. Der Bursche zündet eine Scheibe, welche so geformt ist, daß sie deutlich die Sonne darstellen soll, an dem Saftnachtsfeuer an, schwingt sie für sich und sein Mädchen hoch in die Luft und rollt sie den Berg hinab. Das Werfen derselben in hohem Bogen soll somit das Aufsteigen der Sommersonne versinnbildlichen, die Darbringung derselben an das geliebte Mädchen, daß man ihr den vollen Sonnenschein des Glückes wünscht, und beide, Bursche und Mädchen, stellen sich somit echt heidnisch unter die Gunst der Gedeihen spendenden Sonne und beide sind Nachahmer des noch später erwähnt werdenden (S. 57) dämonischen Maibrautpaares, das von der großen Wärmespenderin unmittelbar die Lebenskraft empfängt.

Das Feuerreiben diente der Vorzeit als Sinnbild der Geschlechtsliebe (s. u. S. 59!), und der oben genannte Sunkenfonntag, an dem in den Schweizer Bergen überall weithin leuchtende Feuer entzündet werden, gründet sich eben auf die um diese Zeit statthabende neue Empfangnis der Natur.

Das Sonnenrad, das sich vom Julfeste an wieder zu uns wendet und neuerdings das Wachstum der Früchte befördert, wurde auch

verfinnbildlicht durch ein Gebäck, die noch jetzt beliebten Brezeln.

Sie hatten ursprünglich folgende Gestalt.  Die Kreisform ver-

finnbildlichte das Sonnenjahr, und die vier Speichen sollten die Jahreszeiten andeuten. Wegen der Form erhielten sie den Namen Ringelbrot und im Norden mundartlich Kringla (heute noch Kringeln). Später als die ursprüngliche Bedeutung und Beziehung auf die Sonne und die Jahreszeiten vergessen ward, hörten die Bäcker allmählich auf, sich mit vier Speichen Mühe und Arbeit zu machen, und gaben dem Gebäck nur drei leicht ineinander geschlungene und

befestigte Speichen in beiläufig folgender Form:  Nach und

nach wurden auch diese 3 Speichen noch mehr zusammengedrückt und wurden somit immer mehr übereinandergeschlagenen Armen ähnlich, weshalb sie auch in den Klosterverzeichnissen als brachiola (daher Brezeln) figurieren. (Nach Gräters Meinung wäre das Julfest nicht in Mittenwinter, sondern erst in einer Zeit gefeiert worden, da die Umkehr des Sonnenrades bemerkbar wurde, also ungefähr im Sebruar, womit zusammenhängen soll, daß die Brezen vorzugsweise um diese Zeit (in der Saften) gebacken werden.)

An dieser Stelle möge auch noch eines andern Gebäcks, der Hörnl, gedacht werden. Die alten Germanen tranken aus Hörnern, brachten auch (siehe oben S. 33) den Göttern bei den Opfermahlen aus dem Horn Libationen, wollten deshalb auch die Sülle der Gaben, welche der Frühling über die Erde ausschüttet, zum Ausdrucke bringen, und an allen Naturfesten wurde diese Form des Gebäcks gebraucht.

Besonders feierlich wurde bei unsern Altvordern die Zeit von der Winter Sonnenwende bis Großneujahr, d. i. 12 Tage von Weihnachten an, die sog. „Zwölften“ begangen, weil nach ihrer Meinung in dieser Zeit die sommerlichen Wesen, die schon tot, verwünscht oder verzaubert schienen, nun neuerdings erwachen. Es ist dies die Zeit, in welcher man ihre Wiederkehr in festlicher Vorfeier beging, eine Art Vorfrühlingsfest. Manches davon ist im Laufe der Zeit auf eine bestimmte dieser Nächte, die Weihnachts- oder Neujahrsnacht übertragen worden. Eine noch da und dort laut werdende bäuerliche Meinung

geht dahin, daß der Kopfen in der Weihnacht grüne und auch unterm tiefsten Schnee hervorkäme. Auch stellt man in der Weihnacht das Viehfutter vor die Thüre und meint, das Vieh gedeihe dann, da der umziehende Gott es gleichsam einsegne. In der Neujahrsnacht nimmt man mit den Obstbäumen allerlei vor, in der Meinung, sie trügen dann im nächsten Jahre gut.

Weil die Zeit ganz besonders heilig ist, darf man sie auch nicht durch Arbeit entweihen, darf man nicht spinnen, kein Rad drehen, nicht Mist auskarren oder ausfahren, nicht waschen, flicken u. s. w., auch manche Speisen, wie z. B. Erbsen, nicht genießen: dafür aber Schweinskopf (der Eber = dem Wodan geheiligt). Mit Rücksicht auf die ganz besondere Wertschätzung jener Tage heißen auch Bauernregeln: „Wie das Wetter in den Zwölften, so ist es in den zwölf Monaten“ und „Was man in den Zwölften träumt, das trifft in den nächsten zwölf Monaten ein.“

In die Zeit der Zwölften fallen auch die vier Rauchnächte: vor Thomas, Weihnachten, Neujahr und Dreikönig. Die Sitte des Räucherns soll das Haus vor allen dämonischen Einflüssen beschützen, ist heutzutage meist nur mehr auf den Dreikönigsabend beschränkt, an welchem der Hausvater mit der Glutpfanne, in welche zur Glut Weihrauch und neunerlei duftende Kräuter geworfen werden, durch alle Räume des Hauses, auch den Stall und Stadel, geht und sie segnet. Das Räuchern ist ein durch die ganze Welt verbreiteter Gebrauch, der selbst von Zauberern bei halbwilden Völkern geübt wird. Es gründet sich darauf, daß bei dem Geruche viel natürliche Ab- oder Zuneigung herrscht, welche sogar in der Tierwelt sich kundgibt. Allbekannt ist, daß die Kaze dem Baldrian nachgeht, daß die Kuh beim Grafen fortwährend schnaubt, um aus dem Dufte die ihr behagenden Kräuter zu erkennen, daß auch manche Menschen eine gewisse und unüberwindbare Antipathie gegen bestimmte Gerüche haben. Auch die Dämonen scheinen einen solchen Abscheu vor dem Dufte verschiedener (eben jener neun) Kräuter zu haben, durch welchen sie vertrieben werden können. Immerhin müssen sie aber ziemlich viel vertragen können, da die Räucherungen stark, in alter Zeit so stark duften mußten, daß die Sinne der Anwesenden beinahe betäubt

wurden. — Daraus ergibt sich ferner, daß manche Kräuter als Zauberkräuter galten. Wer z. B. auf eine Irrwurz tritt, verliert den Weg. Denn nach altgermanischer Ansicht war die ganze Natur belebt, die Tiere verstanden zu sprechen, die Pflanzen hatten Empfindung, und Götter, Geister und Menschen verwandelten sich in Pflanzen, je nach ihrer Art die Menschen schützend oder schädigend, Wohltaten verbreitend oder Unfug ausübend. Die Göttin Nanna galt als die Beherrscherin der ganzen Pflanzenwelt, sie war ja die Tochter des Kospenfürsten Nep, und der Zwerg Litr bedeutete die Särbung der Pflanzen¹⁾. So wurde das Gras das „Haar der Erde“ genannt, und ein Grashalm sollte zu allerlei gut sein. Mit einem Grastengel zielte der Jüngling nach seiner Geliebten, und Grashalme wurden zur Werbung, wie auch als Antwort darauf benützt, wovon auf unsere Zeit noch das „Halmziehen“ in an und für sich gleichgültigen Dingen gekommen ist. Die da und dort auf Wiesen vorkommenden ringförmigen Stellen, Elfenringe, Elfentänze oder Hexenringe genannt, an denen das Gras dichter und stärker wächst, haben ihren Namen davon, daß man glaubte, hier hätten die Elfen oder Hexen ihren Reigen gehalten (Siehe auch S. 29!). Die gefleckte Orchis (*Orchis maculata*) heißt *Sriggagras*, weil sie im germanischen Altertum der Göttin der Liebe, *Srigga* oder *Srepa*, geweiht war.

Die Maiblume (*Convallaria majalis*) war der Göttin Ostara geweiht. Das Hartheu, (Jageteufel, Teufelsflucht) (*Hypericum perforatum*) wurde schon bei dem Feste der Sommer Sonnenwende zu Kränzen gebunden, zum Schmucke der Götterbilder, Altäre und Opfertiere gebraucht und dient heute noch am Fronleichnamstag in Bayern zu den sog. Antlastkränzchen, mit denen die Altäre geschmückt und mit denen dann die Häuser, Ställe und Scheunen gegen Blitzschlag u. s. w. gesichert werden. Am Niederrhein heißen diese Kränze *Johanniskränze* und werden zu gleichem Zwecke und um Segen zu bringen auf die Hausdächer geworfen. Das Kraut hat an seiner Wurzel Körner (Insektenlarven), die einen roten Saft haben, welcher in heidnischer Zeit *Elfen-*, *Elfen-Blut*, heute *St. Johannisblut* heißt. Hochzeitleute tragen *Rosmarinsträußchen*; denn der Rosmarin war in den Tagen des Heidentums dem *Srô* und der *Holda*

1) Siehe „Einführung in die deutsche Götter- und Seldensage“ von J. Dürmayer, Nürnberg. Korn. Seite 28.

geweiht, deutete also auf Ehesegen; auch der Juleber, das Bild der Sonne an Weihnacht und somit Sinnbild des wachsenden Lebens, wurde mit Rosmarin geschmückt. (Auch steht der Rosmarin im Rufe, das Gedächtnis zu stärken).

Ganz besonders geheiligt und heilig gehalten war einstens der Wachholder; denn Köhlen von Wachholderholz wurden häufig auf den Begräbnisplätzen der Germanen gefunden. Der Wachholder, Kranewitt, Machandel, Karwendel, Kaddig hilft aber auch gegen alles; er schützt gegen Hexen, Kobolde, und der Pferdeknecht schnitzt seinen Peitschenstecken daraus, damit ihm niemand seine Pferde festbannen könne; die Bäuerin benützt ein Wachholderstäbchen zum Buttern; der Saffbinder macht sich ein Krüglein, der Drechsler einen Becher aus Wachholderholz, damit der Trunk nicht verzaubert werden könne und man gleich erkenne, ob er gesund oder vergiftet sei; der Bauer raucht am Liebsten aus einem Pfeifchen von Kranewittholz, da es am gesündesten sei. Wer auf einer Wanderung müde geworden, braucht nur ganz kurze Zeit unter einem Wachholderstrauch zu schlafen — er wird vollständig gestärkt erwachen. Bevor man Fußwanderungen antritt, steckt man sich ein Sträußchen Kranewitt auf den Hut und wird dadurch vor dem manchem Fußgänger bekannten Übel „Wolf“ geschützt. Sogar Hühneraugen, Warzen etc. vertreibt der Wachholder, wenn man ein Zweiglein so abbricht, daß es noch an der Rinde oder dem Baste hängen bleibt. (Diesen letzten Punkt betreffend, siehe noch unten S. 47!) Natürlich muß eine so wertvolle Pflanze auch ausgenützt werden, und in der That werden die Beeren und Zweige zu allem Möglichen benützt, so zu Branntwein, beim Kochen des Wildbrets, zu Brot, zu Thee, gegen alle Krankheiten und Übel.

Auch erinnern manche Blummennamen an die alten Götter, wie die *Thrsviola* (*Viola martis*), der *Thrshelm*, *Thorshelm*, *Thorshut* (*Aconitum*), die *Wielandswurzel* (*Valeriana*), die *Wielandsbeere* oder *Thrswurz* (altnord. *Thvidhr*) (*Daphne mezereum*), *Lokes Hafer* (*Lolium temulentum*), *Walders Augenbraue* (*Anthemis cotula*) u. a.

Am Tage Maria Himmelfahrt, der auch Krautweih-tag, Büschelfrauentag, St. Mariä Würzweihe u. s. w. heißt,

muß das zu weihende Kräuterbüschel — echt heidnisch — aus neun Kräutern bestehen, von denen das wichtigste *Inula Helenium* (Alant), das dem Bilde der Sonne ähnlich ist, Odinskopf heißt und die Mitte des Busches einnehmen soll.

Die fortschreitende Sonne, welche auf ihrem Jahreswege verschiedene Lebens- und Vegetationsstadien hervorrief, bedingte außer den bereits genannten Spätherbst (Allerseelen-) und Julfesten noch eine größere Anzahl anderer: nämlich Frühlings- (Mai-, Ostern), Mittsommer- (Johannis-, Pfingst-) und Herbst- (Ernte-) Feste. Da aber bei all diesen auch immer die Vegetation selbst ein Gegenstand der göttlichen Verehrung ist, so sei auch der sogenannten Pflanzendämonen gedacht.

Wie unsere Ahnen sich die Naturkräfte personifiziert dachten und die Erscheinungen der Natur als menschliche Handlungen (z. B. den Übergang vom Winter zum Frühling als einen Kampf eines Riesen mit einem Lichtgotte) darstellten, so verband auch ihre reiche Phantasie mit den Pflanzen, an denen sich so recht deutlich das Wachstum im Frühjahr, die volle Lebensentwicklung im Sommer, der allmähliche Niedergang und Verfall im Herbst nachweisen ließ, einen in denselben wohnenden Geist, einen Dämon, dessen Leben an das der Pflanze gebunden erscheint. Schon die älteste Mythologie deutet auf das in den Pflanzen vorhandene Leben dadurch hin, daß sie die zwei ersten Menschen Ask (= Esche) und Embla (= Ulme) von den Göttern Odin, Vili und Vé aus zwei Bäumen schaffen läßt. Ein nicht selten gehörtes Sprichwort erinnert uns noch an diesen Ursprung der Menschen, da „in Sachsen auf den Bäumen die schönsten Mädchen wachsen.“ Um Nauders sehen die Kinder in jedem Lärchenzapfen künftige Geschwister, die über Nacht herabfallen. Anderwärts kommen die Kinder aus einem hohlen Eschenbaum, einem sog. Frau Hollenbaum oder einem Kindeli-Birnbaum. Auch der Name Hans (von dem got. ans, alth. as, pl. aesir (= Mensch) ist verwandt mit askr (= Esche) und bestätigt, daß die Anschauung vorhanden war: „Der Mensch ist wie ein Baum“ und umgekehrt „Der Baum ist wie ein Mensch,“ hat ja nach der Edda die Göttin Sreya allen Pflanzen Eide abgenommen, Walder nichts zu leiden zu thun. Und die Überzeugung, daß der Baum eine Seele wie ein Mensch hat, sowie der

Wunsch, zu wachsen und zu blühen, wie ein Baum, waren ebenso weit verbreitet, wie sie Ursache zur Entstehung mancher Gebräuche gewesen. Diese heidnische Anschauung existiert noch da und dort in Sitten fort, wie z. B. in Westphalen, Mähren u. a. O., wo das Volk die Bäume wie Menschen behandelt, ihnen Familienereignisse erzählt, ihnen sein Leid klagt, sie streichelt, sie beglückwünscht u. s. w.

Sehr häufig erschien das Leben und Schicksal von Einzelnen, Familien, ja von Nationen an das Leben eines bestimmten Baumes geknüpft. So wurde z. B. bei der Geburt eines Kindes ein Baum gepflanzt, von dessen Gedeihen auch das Leben und Wohl des Kindes abhängig gedacht wurde. Dieser Anschauung verdanken die noch zur Zeit überall vorhandenen Dorflinden ihre Unantastbarkeit. Sie gelten noch als Schutzbäume der Gemeinden. Aus dem gleichen Grunde hatten auch die Turnvereine überall ihre ersten Übungsplätze unter solchen Linden. Und da die Linde ein so wirksamer Schutz für den Menschen ist, so müssen auch die Blüten, in denen ja der Dämon sich am vollendetsten entwickelt, von großer Wirksamkeit sein. Diesem Glauben verdankt der Lindenblütenthee seine häufige Anwendung. Solche Schicksals-, Geburts- und Schutzbäume (Linden, Hollunder, Weiden etc.) blieben natürlich vor dem Arthieb verschont, sie wurden zu sog. „Sreibäumen“, deren es in Dutschland gar viele und allerwärts (Schleswig, Oldenburg, Sriesland, Oberpfalz (Vohenstrauß), Bayern (Sreifing), gibt. Nicht selten verknüpften sich mit ihnen Sagen, und gar häufig wird erzählt (wie z. B. von der vor kurzem vom Blitze zerschmetterten Korbinianslinde bei Sreifing), daß mit ihnen auch der Wohlstand, ja die Existenz des Städtchens zu Grunde gehe. Oft werden sie auch dürr gedacht und an ihr Wiedergrünen und Blühen werden große Hoffnungen geknüpft. Man wird unschwer ihre Beziehungen zum mythischen Weltenende, dem Weltenbrande, und zu dem vorausgehenden Kampfe der Götter erkennen (Walserfeld). Wenn die heutige Zeit jene Sreibäume schon nur mehr aus Pietät für ihr Alter und nicht aus religiösen Motiven schon, so ist immerhin die Gewohnheit, sie als Sreibäume zu behandeln und zu bevorzugen, geblieben. Ja sogar der ursprüngliche Gedanke bricht hie und da durch. Haben wir nicht auch im Jahre 1871

bei der Pflanzung der Friedenslinden und reichen den Wunsch ausgesprochen, der Friede möge ebenso lange wie der junge Baum dauern!

Auch Sorttreisende schneiden gerne ein Zeichen in den Baum, an dem die Zurückbleibenden das Schicksal des in die Fremde Gegangenen erkennen sollen. Und wenn Liebende die Anfangsbuchstaben ihrer Namen verschlungen in die Rinde schneiden, so thun sie das mit der Absicht, daß ihre Liebe ewig dauern möge. Von diesen Schicksals- und Familienbäumen, die eifrig gehegt und gepflegt wurden, rühren manche Namen deutscher Familien, wie Pirkmayer, Buchheister, Eschenmayer, Kirschbaum u. s. w. her. Häufig wird auch der Baumleib dem Menschenleib ähnlich gedacht, man sagt, er blute, wenn er verwundet wird. Dieser heidnischen Anschauung findet sich ein christlicher Gedanke beigemischt in der um Münchengrätz in Böhmen herrschenden Meinung, daß Blut aus dem Grase fließe, das an Maria Namen gemäht wird.

Auch in Tell III, 3 wird jener Glaube erwähnt. Die alte Zeit nahm an, daß durch eine Beschädigung des Baumes auch der demselben innewohnende Dämon geschädigt würde; deshalb waren auch barbarische Strafen auf Baumschäden u. s. w. gesetzt. Unsere Zeit nimmt sich der Bäume nicht weniger an, und die hohen Strafen auf Baumfrevler entspringen echt heidnischer Anschauung. Sehen wir nicht auch heute einen Baumriesen mit dem gleichen Bedauern fällen, das die alten Germanen erfüllte, als ihre heiligen Bäume durch die Missionäre niedergehauen wurden?

Das Heidentum nahm ferner an, daß die den Baum als Schmarotzer anfassenden Insekten, Mäuse u. s. w. auch dem Menschen schädlich werden können, indem sie sich in den menschlichen oder tierischen Leib als Parasiten (Schmetterlinge, Raupen, Kröten) einschleichen und dort verschiedene Übel, besonders nagende, bohrende und stechende Schmerzen, wie Singewurm, Herzwurm, Haarwurm (Gicht), Zahnweh, Magenkrampf erzeugen. (Das Kopfweh z. B. rührte nach dieser Meinung von im Kopfe sich aufhaltenden Motten und Raupen.) Der Glaube an sympathetische Kraft und Kunst, der im Volke noch sehr stark fortlebt, beruht nur auf der Annahme, daß die Pflanze den bösen Geist, Elben, Dämon auch

wieder abrufen könne. Es seien hier nur einige jener sogenannten sympathetischen Mittel, deren Zahl Legion ist, aufgeführt. Man verliert das Sahnweh, wenn man es dem Birnbaum, die Gicht, wenn man sie dem Tannenbaum, den „Wolf“ (siehe oben S. 43), wenn man ihn dem Wachholderbaum klagt. Der Dämon, der das Übel hervorgerufen, muß dann zurückkehren und der betreffende Baum muß sterben. (Als ganz besonders von Dämonen befeelt, wird der Hollunder betrachtet).

Überhaupt werden durch diese Kuren die Dämonen außer unter einen Stein, in eine Wüstenei, zumeist wieder auf einen Baum oder ein Kraut übertragen oder in den Wald verwiesen: „Wenn man Seitenstechen hat, so bringe man etwas Speichel auf die untere Seite eines großen Steines, den man vom Wege aufgehoben und verbringe den Stein wieder in die vorige Lage!“ Nicht selten wird die Pflanze, welche den Dämon aufnehmen soll, unter allerlei Sörmlichkeiten aneredet:

1. Hollunderast, hebe dich auf,
Rotlauf, setze dich drauf! —
2. Zweig, ich biege dich,
Sieber nun meide mich!
3. Gut Morgen, Frau Sichte!
Da bring ich dir die Gichte. —

Krankhafte Anschwellungen, das sog. Mäuslein u. a. werden auf die gleiche Ursache zurückgeführt: es ist die Baumseele in Form eines Mäusleins in den Menschenleib geschlüpft. Man braucht nur eine lebende Maus in einen Baum einzupflöcken und das Übel ist geheilt. Der Warzendämon wird in eine gewöhnliche Ackerschnecke verwiesen, wenn man die Warze auf dem Rücken der Schnecke reibt, die Schnecke aber sonst weiter unbeschädigt läßt. Der Singewurm wird getötet, wenn man den Singer in siedendes Wasser stößt (gewiß radikal!). Leibschaden, Nabelbruch, englische Krankheit wird geheilt sein, wenn eine mit verschiedenen Zauberformeln gespaltene Rinde oder ein gespaltener Stamm wieder zusammengewachsen ist u. s. w. u. s. w.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, das Sortwuchern des unaustilgbaren Heidentums ja sogar mitten im Schoße des Christen-

tums zu bezeugen, da gar häufig in den gebräuchlichen Zaubersegen Gott, Christus, die hl. Dreifaltigkeit, Maria und Joseph u. s. w. (wenn schon in mißbräuchlicher Weise) genannt werden.

Aber nicht nur der einzelne Baum ist beseelt; auch der ganze Wald wurde durch die Phantasie unserer Ahnen zu einem Geiste personifiziert. Dieser gibt sich im Rauschen der Blätter kund und trägt schon in der Äußerlichkeit seiner verschiedenen Gestalten, in denen er im Aberglauben des Volkes noch lebt, deutliche Abzeichen seiner Natur. Den Waldgeistern sehen die Seld- und Berggeister zum Verwechseln ähnlich. In Mitteldeutschland, Franken und Bayern kennt man Holz- und Moosleute, in der Eifel, in Hessen, Salzburg und Tyrol die „wilden Leute“, in Böhmen die „Waldfrauen und Waldmänner“, in Tyrol die „Sanggen, Sanken, Nörgel und die seligen Sräulein“, in der Oberpfalz die „Hoimann“, am Lechrain die „Hojemannlen“. (Am Lechrain heißt die Eule auch „Holzweibl“ und ist der Waldgeist, der die Gestalt des Vogels angenommen hat.) Alle aber stimmen darin überein, daß der Volksglaube sie bald mit einer riesenhaften, bald mit einer zwerghaften Gestalt, einem behaarten Körper (= Nadeln), einem Mooskleid oder einem grünen Kleid, einem runzeligen Gesichte (= Rinde), einem Haare voll Baumbart (= Flechten), einer Tappe von Baumrinden und einem hohlen Rücken ausstattet, daß er ferner Charakterzüge und Handlungen erzählt, welche mit der Natur des Waldes zusammenhängen, wie z. B. Irreführen, Rufen (Widerhall), Hohn gelächter u. s. w. — Von den in Wälschtyrol heimischen Waldgeistern, den Nörgeln (s. o.) Norgen, Orken (ital. il orco, franz. l'ogre) haben manche Seldspitzen den gleichen Namen (z. B. zwischen dem Matscher- und Planailthale; auch der Ortles (Orcles; grodnerisch aus el = tl). Nach dem Volksglauben sind die Sanggen in Tyrol grausam: der furchtbare und ungeheuerliche Eindruck, den die gewaltige Natur eines großen Waldes auf das Gemüt ausübt, ist somit als Eigenschaft auf eine Person übertragen.

Auch als zeitweiliger Aufenthalt von Menschenseelen wurden die Bäume betrachtet und die heidnischen Waldgeister dementsprechend in christlicher Zeit zu armen Seelen, denen man Opfer bringt (siehe oben S. 32!), die heidnischen Holzfräulein auch zu „seligen Sräulein“, „Salgfräulein“, auch „Schneefräulein“, da sie

nicht allein die Alpenweiden segnen und den Hirten Gutes thun, sondern auch zum früheren Ausbruche ins Thal mahnen, wenn früher Winter eintritt. Der Volksglaube sieht in den Wölkchen an den Felsenwänden ihre Wäsche, welche sie zum Trocknen aufhängen. Nach ihnen ist der „Sträulekopf“ am Stubaital und die Salge im Obervinschgau benannt.

Von all diesen Geistern wird gesagt, daß sie gerne frisch gebackenes Brot stehlen, weshalb wir unser Brot pipen, d. i. durch Eindrücke mit den Singerspizen oder in neuerer Zeit wohl mittelst eines entsprechenden Gerätes bekreuzen — die heidnischen Geister dürfen es dann natürlich nicht mehr anrühren. Auch backen wir Kümmelein ins Brot, welcher die diebischen Waldgeister festhalten soll, so daß sie nicht mehr entfliehen können. — Nicht überall aber sind die Holzfräulein diebisch, an manchen Orten und in manchen Gegenden segnen sie auch die Ernte, helfen persönlich mit u. s. w. Eine ganze Reihe von Erzählungen, die im Kindesmunde sind, beruhen darauf. Sie sind dann leicht als Seldgeister, die in den Ähren, Halmen etc. wohnen, zu erkennen. Für ihre Milde läßt man ihnen denn auch mancher Orts bei der Heu-, Korn-, Sack-, Obst-ernte etwas übrig. (Vgl. auch S. 61!)

Oft erscheinen die Waldleute auch als eine Verschmelzung von Baum- und Windgeistern; dann machen sie sich im Säusen und Brausen der erregten Luft bemerkbar, schweben im Wirbelwinde und Stürme als wilde Jagd einher. (Schon oben (S. 9) wurde mitgeteilt, daß das wilde Heer aus den im letzten Jahre Gestorbenen besteht und auf S. 48, daß die armen Seelen auch ihren zeitweiligen Aufenthalt in den Bäumen finden; es führt die Sage in den beiden Einkleidungen auf dieselbe Spur zurück!) In Westphalen sagt man beim Wirbelwinde: „Da fliegen die Buschjungfern“, in Oberbayern: „Die Hexen tanzen“, in Niederbayern: „Der Schratl (ein Hausgeist) tanzt.“ In Böhmen sagt man: „Das Buschweibchen kocht“, wenn im Frühling und Herbst aus den Wäldern die Nebel aufsteigen und zerrissenes Gewölk über die Baumwipfel hinführt, und „das Buschweibchen steigt über das Gebirge“, wenn ein Hagelschauer naht. Bei Schlüßtern im Bernhardswalde heißen gewaltige Steinmassen „wilde Häuser“, es sind unzweifelhaft die Wohnungen der wilden Fräulein. Mit den wilden Frauen

verwand, sind die *dames blanches* und *dames vertes* in Frankreich, wie auch an ihre Bedeutung eine Sage von St. Walpurgis anklängt. Es wird erzählt, sie sei ein weißes Weib mit großen Brüsten, welches von bösen Geistern oder auch von ihrem Buhlen auf weißem Rosse verfolgt werde. Sie muß, wie der wilde Jäger über einen Kreuzweg schreiten, der ihre Fahrt unterbricht, und wird im Laufe der Stucht, welche 7 Jahre dauert, immer kleiner, bis sie zuletzt nur mehr auf den Knien läuft. Der Name Walpurga ist hier gewiß ganz irrelevant und kommt nur deswegen in die Erzählung, weil altheidnischer Glaube die wilde Jagd in die Zeit um den 1. Mai verlegte. (Die neun Tage vor dem 1. Mai heißen Walpurgisnächte). Wir erkennen in dem schönen weißen Weibe sofort die Personifikation des heitern Himmels, sowie der ganzen Vegetation, deren üppige Nahrungskraft und Zeugungsfülle durch die bedeutende Entwicklung der Brüste angedeutet wird, wir wiedererkennen sie als Srepa; sie war die Buhle des sommerlichen Gottes, entzieht sich ihm, wird im Herbst von Tag zu Tag kleiner und flieht vor ihm während der sieben Wintermonate, den Kreuzweg der Jahreswende (das Winter-solstitium) überschreitend.

Ganz besonders wurden bei den alten Germanen die Frühlings-feste gefeiert. Die übrig gebliebenen Reste dieser Feste sind unsere Saftnacht, Ostern und Maifeste. Die neueinziehende Vegetation wurde festlich empfangen. An manchen Orten existiert noch das „Kornaufwecken“ und das „Gras ausläuten“: Die großen Büben zünden auf Äckern und Wiesen große Feuer an und schießen mit Büchsen und Pistolen, die kleineren laufen wie rasend durch die Selder und schreien und klingeln mit Schellen und Glocken, um das Korn aufzuwecken oder um das Gras hervorzulocken; dieser Lärm wird da und dort am Donnerstag vor Saftnacht ausgeübt, weshalb dieser „unsinniger Pfinz“ (von *pente* = der fünfte) Tag heißt. Am Lechrain heißt dieser Tag „gumpiger Donnerstag“ (von *gumpen* = lustige Sprünge machen). Die gleiche Veranlassung und denselben Zweck hat das Perchtenlaufen (von *Perhta*, *Birtha* s. o. S. 27.) bei Lienz am letzten Faschingsabende. Die Teilnehmer teilen sich in schöne und schlechte Perchten, tragen sämtlich eine große mit Rollen und Glöckchen rings behangene Schellenspißhaube auf dem Kopfe, Larven vor dem Gesichte und Stöcke in der Hand, welche letztere

entweder (von den schönen) mit bunten Bändern geschmückt sind oder (von den schiefen) in einem Teufelskopfe endigen. Alle springen, stürmen in wilder Lust tobend und rasend über die Gassen und in die Häuser.

Das laute, unsinnige Geschrei beim Umlauf durch die Felder sollte also der Weckruf sein, durch welchen die schlafende Vegetation wieder ins Leben gerufen und durch welchen auch die Geister des Todes und Mißwachses gebannt werden sollten. Das Schreien konnte ersetzt und der Lärm noch erhöht werden durch den Glockenschall: noch heute müssen polizeiliche Verfügungen gegen das so gefährliche Läuten der Kirchenglocken bei einem heranziehenden Gewitter ankämpfen, weil das Volk eben glaubt, die geweihte Kirchenglocke vertreibe den Gewitterdämon.

Und wenn auf den Älmen alle Kühe und Ziegen Glocken umhängen haben, so ist es neben dem praktischen Zweck, daß sie sich nicht verlieren, schon auch deswegen, damit das Glockengeläute die dem Wiesenwuchs feindlichen Geister vernichte.

Die vornehmste und verbreitetste Personifikation des Frühlings oder Sommers, überhaupt der schönen Jahreszeit, der vornehmste Vegetationsgeist in Baumgestalt kam in dem besonders in Süddeutschland noch vielfach vorkommenden Maibaum zum Ausdrucke. Wie sehr gerade er mit den Anschauungen und dem Leben des Volkes verwachsen ist, bezeugt die Unzahl von Verordnungen, besonders in Bayern und nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchen gegen ihn angekämpft wird. In einer oberpfälzischen Polizeiverordnung vom Jahre 1657 noch wird er ein „unflätig, unchristlich Ding“ genannt. Unter Karl Theodor (1777–1799) sowohl, wie im Coder Maximilianus herrschte das Bemühen, ihn zu unterdrücken oder auszurotten fort; erst Ludwig I., der für alles Deutsche Begeisterte, gestattete seine Wiederaufrichtung. Der Maibaum, dessen Seele der Genius des Wachstums, der Geist der Fruchtbarkeit war, wurde am 1. Mai, an welchem Tage noch heute Kindermaifeste statthaben, (oder auch am St. Johannistage als der Seier Mittsommers) aufgerichtet. Mit Bezug auf die Schönheit, Jugendlichkeit und Unberührtheit und noch ungeschwächte Fruchtbarkeit des Vegetationsgeistes im Frühlinge wird jungen unbescholtenen Mädchen an vielen Orten ein Maienstecken (ein grüner Zweig) geschnitten, während

anderen gefallenen oder nicht unbescholtenen Mädchen ein dürrer Baum (Hollunder, Hasel, Dorn-strauch) vor die Thüre oder das Fenster gesteckt oder auch Spreu auf dem Wege zu ihrem unrechtmäßigen Liebhaber gestreut wird. Aus dem gleichen Grunde hat jeder Maibaum auch, wenn er aufgerichtet wird, oben noch eine frische grüne Spitze, und die Darstellung der Fruchtbarkeit, wozu er dienen soll, wird noch verstärkt dadurch, daß er nämlich mit Eiern, den Symbolen der Fruchtbarkeit und des neuermachenden Lebens, behangen wird, aus welchen in unserer Zeit, da sie unverständlich geworden, Bälle, Kugeln, auch Kegel, welche heute auf dem Maibaum angebracht werden, geworden sind. Wenn in späteren Zeiten auch den Marterwerkzeugen Christi an dem Maibaum ein Platz angewiesen wurde, so geschah es wohl hauptsächlich, um den Ortsgeistlichen für die Sache zu gewinnen, aber auch mit Beziehung auf die Fruchtbarkeit an guten Werken, zu welchen uns das Leiden Christi verhelfen soll. Wenn dann auch die Zeichen der Gewerke, welche im Orte vorhanden sind, angehängt werden, so ist es immer der alte heidnische Gedanke der Fruchtbarkeit, welcher dadurch zum Ausdrucke kommt, da ja die Gewerke der Gemeinde in hervorragender Weise zum Wohlstande verhelfen. Auch die seit dem Mittelalter dazu gekommenen vier gespannten Armbrüste, welche nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, sollen die bauerliche Wehrhaftigkeit darstellen, welche jeden Angriff auf den Wohlstand der Gemeinde abzuschlagen bemüht ist. Auch der oft auf den Maibäumen sich vorfindende Hahn, ein Symbol der Zeugungsfülle, weist auf die anfangs genannte Bedeutung des Maibaums als Vegetationsgeist hin. Gar oft sieht man auf dem Maibaum auch zwei Figuren, Hansl und Gretl, auf einem Windrädchen tanzend, oder ganz gewiß wenigstens ein Windrädchen allein, figurieren; es ist dies wieder die heidnische Darstellung des Jahres als eines rollenden Rades. Auch die zwei Figuren sind unschwer als Freya und ihr sie verfolgender Wuhle (Odin) zu erkennen. Eine Umdrehung des Rades bringt wieder die alte Stellung, die erste Jahreszeit hervor. Ja der Maibaum wird zur Darstellung der Sonnengöttin selbst im März, wo die Mädchen, allerdings am 23. Juni, die geschmückten Tannenbäumchen, um welche sie tanzen (auch Hansl und

Gretl auf dem Maibaum tanzen!) von der Linken zur Rechten (wie die Sonne geht,) umdrehen und dazu singen: „Die Jungfer hat sich umgedreht u. s. w.“

Der Genius des Wachstums (Sreya, die Göttin des häuslichen Glücks, der Liebe, des Gedeihens und Wachstums) ist es auch, der durch ein grünes Bäumchen, den Richtmai, der auf Häusern aufgepflanzt wird, wenn der Dachstuhl aufgerichtet ist, dargestellt werden soll. Mit der gleichen Beziehung, daß dieser gute Genius Gedeihen gebe, wird auch der bauerliche Braut- (oder Kammet-) Wagen, der die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams überführt, mit grünen Bäumen geschmückt.

Ein gleicher Rest heidnischer Anschauung ist auch der sogen. Erntemai. Man glaubte nämlich, daß der Vegetationsgenius beim Mähen (Schneiden) des Ackerfeldes sich immer weiter in das übrigbleibende Getreide zurückziehe und am Ende eben in den zuletzt geschnittenen Halmen oder der zuletzt gebundenen Garbe, der sogen. Erntegarbe sei. Natürlich mußte hievon dann das neue Wachstum ausgehen und alles Glück der neuen Ernte auf ihr beruhen. Sie hieß deshalb auch Stamm-, Grund-, Stock- oder Glücksgarbe und wurde mit besonderer Feierlichkeit eingebracht. Es ist noch nicht aller Orten aufgegeben, daß um die leztstehenden Halme, das sog. Glückshorn, alle Schnitter niederknien, 5 Vaterunser beten, dann die Halme schneiden, sie zum Kranze flechten und diesen zu Hause auf das Kreuzifix hängen. Und an vielen Orten wird noch heute das letzte Suder Getreide oder die zuletzt geschnittene Garbe mit besonderer Feier heimgebracht. Immer wird dabei ein dichtbelaubter grüner Ast oder Zweig einer Eiche, Buche etc. oder ein Tannenbäumchen in Verwendung genommen und entweder in die Garbe gesteckt oder auf dem Suder stehend gehalten. Er vergegenwärtigt also speziell den Geist des Wachstums der Kulturfrucht. Auch unser Christbaum, der ebenso heidnischen Ursprungs ist, wie der Maibaum, aber in christlichem Sinne umgedeutet wurde, hat die gleiche Beziehung zur Vegetation, zum Leben. Seine Herübernahme ins Christentum konnte um so leichter geschehen, als die heidnischen und christlichen Vorstellungen in verschiedenen Punkten zusammentrafen, wie z. B. in der Idee des Lebensbaumes, in der Zeit der Darstellung (des neu aufgehenden Lebens und Lichtes, der Winter-

sonnenwende). Schon die Thatfache, daß wir den Weihnachtsbaum mit Früchten behängen, deutet darauf hin, daß er einstens als Darstellung des Vegetationsdämons gedient, und die weitere, daß er mit vielen Lichtchen besteckt wird, daß er mit der neu zur Herrschaft gelangenden Sonne in Beziehung gestanden haben müsse. Die gleiche heidnische Grundbedeutung hat der in katholischen Gegenden geweihte Palmenstrauß, welcher bis Ostern in den Garten gepflanzt, dann feierlich ins Haus getragen und in einer Kammer verwahrt wird. Er soll Garten und Feld vor Hagel, Haus und Scheune vor Blitzschlag sichern, also zum Gedeihen des Hauswesens beitragen. (Bei Gewittern verbrennt man Zweige; andere steckt man in den Viehställen auf.) In der Bedeutung und heidnischen Abstammung stimmen mit dem Palmenstrauß überein die Wepelröt im Saterlande und die am 2. Sonntag des März in Speier umhergetragene Sommergabel.

Auch die Sitte, die am Palmsonntagmorgen zuletzt das Bett Verlassenden mit dem Ausdrücke „Palmesel“ zu necken und zu verspotten, hat ihren Ursprung in der Erscheinung, daß in manchem Jahr die Vegetation früher, in manchem später erwacht und daß nicht immer dieselben Pflanzen oder Sträucher es sind, welche zuerst die Wiedereinkkehr des Lebens durch Knospen oder Blätter oder Schosse anzeigen.

Um des im Palmbusche steckenden Segens theilhaftig zu werden, um sicher in den Besitz des durch denselben dargestellten Glücks zu gelangen, besteht da und dort der Brauch, am Palmsonntage Weiden- (Palm-) kätzchen, wo jener gute Dämon seinen Sitz hat, zu essen. Auch die Rosmarinrütchen, mit denen das Brautpaar und die Hochzeitsgäste am Hochzeitstage geschmückt sind, stellen jenen Geist des Wachstums, des Gedeihens, der Fruchtbarkeit, des ehelichen Sonnenscheins dar.

Verschiedene Gebräuche deuten auch darauf hin, daß unsere Vorfahren nicht nur die guten Dämonen sich zu erhalten, sondern auch die feindlichen zu vertreiben bemüht waren. Die Kraft der Dämonen erstreckte sich aber über die ganze Natur, über alles Leben, folglich mußte auch überall gegen feindselige Übergriffe vorgesorgt werden. Daher nun rühren eine Anzahl von Gebräuchen. So steckt man z. B. in Ostpreußen in die Ecke des Misthaufens

Palmen, damit er fruchtbar werde; man steckt Palmen in die Winterfaat, damit sie recht hoch (so hoch, wie die Palmen) werde; man bringt in Bayern Palmen samt dem am Karfreitag gebrannten Holze (siehe unten S. 60!), samt Eierschalen und der Asche des Osterfeuers aufs Feld, um es gegen Hagelschlag zu sichern; man legt drei am Palmsonntag geweihte Palm- (Weiden-) käßchen oder -zweige ins Feuer oder auf den Tisch in der Meinung, daß, so lange der Rauch davon aufsteigt, der Blitz nicht einschlagen könne; man verbrennt, wenn es hagelt, Palmen, damit es aufhöre; man verschluckt Palmkäßchen, um nicht vom Blitze getroffen zu werden; man steckt an ein Fenster einen Palmzweig, damit kein Elbe (= Krankheitsgeist), keine Here durch dasselbe herein kommen könne.

Man treibt den das Wachstum hindernden Dämon aber auch durch Schläge (an verschiedenen Orten mit der Schmachoster-, Sastelabend-, Sichelrute) aus. Viele Hochzeitsfitten haben darin ihre Begründung. So wird in der Soester Börde der Bräutigam unmittelbar nach der Trauung von den Gästen mit Knütteln geprügelt. In der Oberpfalz treibt der Hochzeitslader vor der Trauung die Braut mit einem weißen abgeschabten Birkenrüttlein schlagend von der Kirchenthür in den Stuhl. Anderwärts werden die Mädchen von den jungen Burschen mit grünen Rutenzweigen gestäupt und zur Osterzeit mit Wasser angespritzt; wenn sie vor weiteren Schlägen sich schützen wollen, müssen sie Geschenke geben — meist weiße und buntgefärbte Eier, Osterfladen (gelbes mit Safran gefärbtes Brot) — welche an und für sich wieder auf die Fruchtbarkeit hinweisen.

Oft auch wird der Geist, welcher die Vegetation repräsentiert, durch eine Figur dargestellt, welche grüner Georg, Laubmännchen, Laubpuppe, Pfingstl, Pfingstnickel, Pfingstlummel, Pfingstbuz, Johannes, Kuderneß, Schnack, bunter Junge, Lakmann, Mairösklein u. s. w. heißt. Es ist das ein junger Bursche, der entweder in ein mit Laub und Blumen umwickeltes Reisergestell versteckt oder unmittelbar in Baumzweige, Wald- und Wiesenblumen gehüllt ist, oder auch ein ebenso geschmücktes Mädchen.

Diese Sigur wird zu St. Georg, am Maitag (Maifeste), an Pfingsten oder St. Johannis von Haus zu Haus geführt, damit sie überall den in der Vegetation enthaltenen Reichtum verbreite. Oft hat sie auch vor dem Gesicht eine Maske aus Baumrinden angelegt, deutet somit den im Baume hausenden Geist, das dort enthaltene Leben an. (Vgl. S. 28!) An manchen Orten ist der Pfingstnickel auch eine bekleidete Strohuppe, welche bei der Einholung des Maibaumes (siehe unten S. 58) mitgetragen wird und den Baumgeist versinnlichen soll. Nicht selten schwärzt der Pfingstnickel u. s. w., statt vor das Gesicht eine Baumrindenmaske vorzunehmen, sein Gesicht mit Ruß, ein Versuch, die geisterhafte Natur des neu erwachenden Lebens anzudeuten, ein Versuch, der auch bei St. Nikolaus, dem Pelzmärte, dem Anecht Ruprecht, welche mit Glocken oder Schellen ausgerüstet sind, wie bei dem bescherenden hl. Christ durch das mit feinen Glöckchen hervorgebrachte geheimnisvolle Geklingel zum Ausdrucke gebracht wird. Von dieser Sitte, das Gesicht zu beruhen, hat der Freitag vor dem Sankt-Nachts-sonntag den Namen „ruhiger Freitag.“

Die in Laub, Baumbart und Moos gehüllte Strohuppe heißt auch wilder Mann, der unter zahlreicher Begleitung zu einem Teiche getragen und ertränkt wird. Diese Sitte heißt „den Sasching begraben“.

Auf manchen fürstlichen und adeligen Wappen (Preußen, Dänemark, Braunschweig, Schwarzburg) finden sich wilde Männer als Wappenhalter. Sie sind nackt oder behaart, haben eine Laubkrone auf dem Haupte oder eine Laubumhüllung um die Lenden, halten einen Baum in der Hand u. s. w., und sollen vermutlich die durch den Geist und Herrscherwillen des Menschen gebändigte und unterworfenen rohe Natur, sowie die von ihr aus entstehenden Hindernisse des Lebens darstellen und anzeigen, daß die Natur selbst das Gedeihen, die Fruchtbarkeit und den Wohlstand des Landes oder der betreffenden Familie unter ihren Schutz genommen. Sie sind somit unschwer als eine Weiterentwicklung der unter dem Namen Laubmännchen, Pfingstl u. s. w. bekannten Sigur zu erkennen.

Da die neu erwachende Natur mit unwiderstehlicher Gewalt von der Erde Besitz nimmt, so wurde sie auch als Herrscher gedacht und durch den Pfingstkönig, Graskönig oder Lattichkönig per-

sonifiziert. In der Dichtersprache sind Ausdrücke wie „König Mai, König Lenz“ gar viel gebraucht. Aber auch in weiblicher Gestalt wurde das Wachstum und Gedeihen, die Liebe und das Glück personifiziert — als Maienkönigin. Als solche wurde das schönste Mädchen des Ortes proklamiert, bekränzt und geschmückt umhergetragen. Durch diese Darstellung werden wir wieder auf Sreya selbst zurückgeführt, die ja durch die Maienkönigin dargestellt werden soll. Mit der mythischen Seier Sreya, der Maienkönigin, steht auch im Zusammenhang der in der katholischen Kirche sehr hoch ausgebildete Marienkultus im Mai und die dabei mit dem bekränzten Bilde der hl. Jungfrau veranstalteten feierlichen Prozessionen. Überhaupt darf angenommen werden, daß die besonders in Deutschland ausgebreitete Verehrung der hl. Maria durch den Sreya-kultus vorbereitet und daß die Sympathie der Bewohner für die Marienverehrung nicht erst geschaffen, sondern nur übertragen wurde. Wie wir schon vernommen, war es altheidnische Sitte, jeden Wochentag unter den Schutz eines Gottes zu stellen; wenn demnach heute der Samstag als in besonderer Weise der hl. Jungfrau geweiht angenommen wird, so ist das nur eine Folge der nicht ganz vertilgten heidnischen Anschauung und Gewohnheit. — Die schon oben Seite 52 aufgeführte Darstellung Odins und Sreya durch zwei Figuren, Hansl und Gretl, wird auch bei den Mittsommernfesten, an Pfingsten und Johannis gebraucht. Hansl und Gretl sind ausgestopfte Figuren, die an zwei einander entgegengesetzten Seiten eines umlaufenden Rades befestigt sind und sich wie zum Tanz die Hände reichen. Sie werden am Pfingstmontag von reitenden Bauernburschen herumgeführt, an Johannis beim Sonnenwendfeuer inmitten des Scheiterhaufens auf einer Stange befestigt und verbrannt. Wenn der Scheiterhaufen zum Teil verbrannt ist, springen Bursche und Mädchen paarweise durch die Flammen und identifizieren sich somit mit Hansl und Gretl, mit Odin und Sreya.

Die Wiederkehr der Vegetation erregte die Gemüter des naturfönnigen Volkes unserer Ahnen dergestalt, daß sie derselben einen festlichen Empfang und Einzug bereiteten. In der Regel wurde, wie schon erwähnt, in einem Strauche oder Baumzweige im Walde der

erste neu hervorkeimende Genius des Wachstums entdeckt und daher mit großen Feierlichkeiten eingeholt und eingebracht. (Da der Seidelbast ahd. Zigelinta, Zilant heißt und seine Blüte zu den frühesten Anzeichen der Vegetation gehört, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein Name in Beziehung zu Zio, Tyr, Er (siehe oben S. 20), dem Frühlingshimmel, steht und die Pflanze selbst als Frühlingsverkünderin galt.) Diese Einholung veranlaßte einen Wettlauf oder Wettritt, der den wetteifernden Einzug der Pflanzengenien in Feld und Wald nachbilden sollte. Diese Wettläufe sind anfangs Mai als Frühlingsrennen, wenn auch nicht mehr mit ihrer allegorischen und mythischen Bedeutung im Volke bekannt, doch noch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands (z. B. Ober- und Niederbayern) üblich. Der bei dieser Einholung den Wachstumsgenius repräsentierende Pfingstnickel (siehe oben S. 55) u. s. w. bildete sich im Mittelalter bei manchen Gilden zum Maigrafen aus, welcher einen natürlichen oder künstlichen Kranz um den Hals trug, einen festlichen Einzug in die Stadt hielt u. s. f. Da mit diesen Maigrafenfesten öfters Schützenfeste (in Mitteldeutschland sog. Vogelschießen) verbunden waren, so wurden im Laufe der Zeit jene dem Maigrafen (ursprünglich dem Pfingstnickel) zukommenden Ehren auf den Schützenkönig übertragen, der bei festlichen Aufzügen mit einer großen Kette aus Denkmünzen um den Hals geschmückt erscheint.

Auf die gleiche heidnische Grundlage wie die oben genannten Frühjahrrennen sind auch die in der Kreuz-Woche üblichen Slurumgänge zurückzuführen, welche das Gedeihen des gemeindlichen Gutes, also den Schutz gegen Viehseuchen, Mißwachs, Hagel u. s. f., bezwecken. Andern Orts hat der mythologische Brauch sich noch spezieller umgewandelt und ausgebildet. Wenn nämlich die Pferde am St. Stephanstag oder am Sonntag nach einem Marienfeste, an St. Sebastian, St. Georgi, an St. Leonhard oder St. Wendelin um die Sluren oder auch dreimal um die Kirche geritten werden, so bleiben sie im nächsten Jahr gesund, der Ritt am St. Stephanstag heißt Steffansritt, am Leonharditage Leonhardiritt — Sorgen, die schon dunkler erscheinen, da ihre Bedeutung und Beziehung nicht so klar zu Tage liegt.

Auch in anderen Gebräuchen läßt sich die noch bestehen gebliebene Erinnerung an die Feier des Frühlingseinzuges erkennen.

So will im Sommer, wenn die Ähre auf die Alm getrieben werden, niemand zuletzt dies thun, und die erste aus- und aufgetriebene Ähr wird mit einem Maibusch oder einem Kranz an den Hörnern oder mit Tannenreisern und anderem Grün geschmückt.

Am Saftnacht veranstalten noch da und dort die Mehger Aufzüge mit dem grün geschmückten Saftnachtsohfen.

Da das Wasser nach der Meinung unserer Altvordern der Grundstoff war, aus dem alles Spätere gebildet worden ist, so mußte es auch als eigentliches Element der Fruchtbarkeit angesehen werden, und um diese Fruchtbarkeit für die ganze Natur zu erringen, wurde nach alten Bräuchen der Maigras auch vielfach ins Wasser geworfen. Der in München noch übliche Mehgersprung am Saftnachtsmontage basiert hierauf.

Schon oben (S. 39) wurde die heidnische Annahme angeführt, daß analog der wohlthätigen Einwirkung des Sonnenlichtes auf Leben und Gesundheit der Pflanzenwelt, das Feuer als mit einer ihm innewohnenden, zeugenden Kraft ausgestattet sei, daß das Feuer auf Wachstum und Gesundheit der Gewächse, des Viehes, der Menschen nicht nur durch positive Mittheilung der Wachstumskraft, sondern auch durch Vertreibung oder Vernichtung der feindlichen Elben günstig einwirke. Es ist uns also begreiflich, wenn bei allen Naturfesten auch das Feuer in Verwendung genommen wurde, wenn große Feuer angezündet wurden — Reste davon sind heute die Sonnenwendfeuer und Freudenfeuer in den Bergen, welche das Sonnenfeuer und die Sommerhitze darstellen und nachbilden sollten, — und wenn man bemüht war, für sich selbst einen Theil dieses Segens sich dadurch zu erringen oder zu reserviren, daß man eine brennende Sackel trug. In der That gehörte der Sackelzug zu den wesentlichsten Bestandteilen jener Feuerfeste. Man zog mit brennenden Sackeln auf die Anhöhe, wo das große Feuer entzündet wurde, oder zündete die Sackeln an jenem Feuer erst an und lief und tanzte damit thalabwärts durch alle zu bebauenden Felder, damit die eben entkeimende Saat vor Hagel und Unwetter gesichert sei und gedeihe. Man nannte das Samenzünden, Saatluchten oder Sackelgang, und der Zusammenhang mit dem oben erwähnten Kornaufwecken ist leicht ersichtlich.

Wenn der preußische Hof heute bei Vermählungen seiner Angehörigen einen Sackeltanz aufführt, so ist ganz sicher auch der Wunsch, daß über das neuvermählte Paar Segen sich ausgieße und alles Übel von demselben fern bleibe, mit der Seier verbunden. (Die im Sackzack geschwungenen Sackeln bildeten auch die zum Gedeihen der Vegetation so notwendigen Gewitter nach.)

Auch das Christentum besitzt im Osterfeuer ein Erbstück aus altheidnischer Zeit. Der in der christlichen Kirche gebräuchliche Ritus, daß am Gründonnerstage alle Lichter bis auf eines ausgelöscht und am Karfreitag mit der zum Teil ins Wasser getauchten brennenden sogenannten Osterkerze neu angezündet werden, bestand im Wesentlichen in Deutschland schon zu Bonifazius Zeiten, während er in Rom unbekannt war (wie uns ein Brief des Papstes Zacharias vom 4. November 751 beweist.) Auch das Feuer, welches nach christlichem Ritus am Karfreitag außerhalb der Kirche angezündet und von dem das Holz in Gärten und auf Acker zum Schutze derselben gegen Hagel verbracht wird, ist unschwer als altheidnisches Frühlingsfeuer zu erkennen, um so leichter, da auch an manchen Orten in demselben eine hölzerne Figur „Judas“, verbrannt wird, weshalb auch die Ceremonie das Judasverbrennen und das Feuer das Judasfeuer genannt wird. Nach dem S. 57 Gehörten erkennen wir aber leicht die Identität desselben mit dem Sonnenwendfeuer und die Figur Judas als Hansl und Gretl. Auch die im Heidentume üblichen Notfeuer, welche, nachdem alle übrigen Feuer im Dorfe ausgelöscht waren, dadurch erzeugt wurden, daß zwei Hölzer gerieben werden oder ein Stab in einer runden Scheibe oder der Nabe eines Rades umgedreht wird, existieren noch da und dort, den Glauben fortpflanzend, daß man bei Viehseuchen die Tiere durch dasselbe treiben, bei Pestzeiten selbst hindurchgehen solle, um von der Krankheit verschont zu bleiben. (Sogar in Marseille wurden diese Notfeuer 1865 zur Zeit der Cholera zu Tausenden auf der Straße angezündet und von jungen Burschen und Mädchen umtanzt; nicht einmal die ins Feuer gestellte Puppe fehlte.)

Auch die am Karfreitag gebackenen Osterfladen erinnern schon durch ihre Gestalt an den Sonnenring, also an die Sonne und deuten somit auf eine einstige Verbindung des Frühlings- (Oster-) feuers mit den Umläufen hin. Diese letzteren haben sich durch ganz

Deutschland als Saftnachtszüge erhalten. (Das an Ostern auch vielfach gekaufte Gebäck in Form eines Hasen, eines Tieres, das durch seine Fruchtbarkeit und seine starke Sortpflanzung bekannt ist — der Osterhase — scheint andern Völkern entnommen zu sein).

Dagegen tragen unsere vom Konditor gebackenen Osterlämmer den Typus des Heidentumes; das denselben beigegebene Sähnchen zeigt nämlich seltener christliche, als meist heidnische Symbole. Auf der Fläche der Sahne findet sich meist ein Blatt, auf der Spitze der Stange nicht etwa das Kreuz, sondern eine Sonne.

Manche der heidnischen Elben scheinen auch recht gutmütigen Charakters gewesen zu sein, denn sie melden oft eine gedeihliche Kornernnte oder Weinlese schon voraus an, indem sie zur Zeit der Sonnenwende sich klopfend hören lassen, woher sie die Namen Poppele, Pompele, Klopferle haben. Von ihnen tragen die drei Donnerstagsnächte vor Weihnachten die Namen Poster-, Pochsel- oder Klöpfelnächte, und unsere Kinder ahmen im Scherze ihre Thätigkeit nach, indem sie an den Adventabenden die Straßen des Ortes durchstreifen, unter großem Lärmen und dem Rufe „Gut Heil!“ (also mit einem Segenswunsche) (in Franken sogar mit einem eigenen Hammer) an die Thüren klopfen und dafür beschenkt werden. Das Betteln der Kinder heißt davon in manchen Gegenden, z. B. am Lechrain (bei Sriedberg) kurzweg „klopfen.“

Daß so freundlichen Geistern und Göttern gerne geopfert wurde, versteht sich von selbst: heute noch läßt man die letzten Ähren eines Kornackers, die letzten Stengel eines Schlachsfeldes (in Bayern) stehen, die Schnitterinnen flechten sie zu einem Sopf (vergl. S. 32!) = Aswald und das ganze Gesinde umtanzt ihn, weiht ihm die letzten Krumen des Brotkorbes und einen Rest des Schnitterbieres.

Die Überbleibsel eines solchen Opfers sind auch in Schwaben (Allgäu) und Franken vorhanden. Dort ist es nämlich Sitte, daß demjenigen Bauern, welcher beim Schneiden des Getreides oder beim Ausdreschen desselben zuletzt fertig wird, der Bock oder die Lous (Loas) (= Mutter Schwein), eine aus Stroh gemachte, oder mit Ruß roh auf ein Brett gezeichnete Sigur, unbemerkt in die Tenne geworfen wird. Unschwer wird darin ein dem Thór (worauf der Bock) oder Srenyr

(worauf das Schwein hinweist), in beiden Sällen dem Gotte des Seldsegens, der Fruchtbarkeit etc. etc. gebrachtes Opfer erkannt werden, das heute übergegangen ist auf denjenigen, der durch den letzten Sichelschnitt oder Drischelschlag zum Vertreter des Gottes wurde. Diese Ehrenbezeugung hat im Laufe der Zeit allerdings eine humoristische Seite erhalten; denn der Pseudogott sucht mit seinen Dienstknechten denjenigen, der das Opfer bringt, zu ertappen und gelingt ihm das, so schwärzt und verunreinigt er ihn, läßt sich Bier u. s. w. als Lösegeld zahlen und schickt ihn dann zum nächsten Stadel.

Ein ähnliches Opfer ist auch das bei der Drischlhenk oder dem Drischlwürgat (dem nach dem Aufhängen der Dreschflegel, also nach Beendigung des Ausdreschens stattfindenden Festeffen) gespendete Lousküchel, ein eigenes größeres Küchel (Backwerk) nicht selten in Schweinsform und mit Rosmarin verziert, welches derjenige erhält, der zuletzt fertig geworden und der in Niederbayern Zoll, in Oberbayern bis zum Inn Kanerlaus, zwischen Inn und Salzach Karalous (Kar d. i. Verzögerung) genannt wird.

In früheren Zeiten hing man zu Ehren der wohlthätigen Dämonen auch Kränze auf, setzte für Hulda und Berchta Brei an bestimmten Orten auf und trank den Göttern und Verstorbenen Minne zu; letzteres ist, wie viel anderes auch als Johannisfegen in die christliche Kirche übergegangen: der Priester weicht einen Kelch mit Wein und reicht ihn dem versammelten Volke mit den Worten: „Trinket die Liebe des hl. Johannes!“ —

Eines Gegenstandes wurde bisher nicht gedacht, der sich sein Ansehen, das er in vorchristlich germanischer Zeit schon besaß, bis in unsere Tage, trotz der mannigfachen Angriffe, mit welchen die Wissenschaft seinen Einfluß zu erschüttern suchte, fast ungeschmälert beim Volke erhalten hat. Es ist der Mond. Welche hervorragende Bedeutung ihm zuerkannt wurde, erhellt schon daraus, daß der Montag, sowie manche Kräuter und Blumen, wie z. B. die Mondviole, das Mondkraut, die Mondraute von ihm den Namen führen.

In heidnischer Zeit brachte man den Mond mit den Pflanzen, Tieren und Menschen in engste Verbindung und glaubte, (wie noch gegenwärtig das Landvolk, die Gärtner u. s. w.) an seine Einwirkung, und der Mondwechsel schien in hohem Grade bedeutsam. Im

wachsenden Monde darf nichts geschehen, was seiner Natur nach ein Zurückgehen erfordert: man darf keine Bäume schlagen, weil da der Saft im Steigen ist und das Holz also zu langsam austrocknet, man darf keine Gräben auswerfen, weil sie wieder zuwachsen, man soll dagegen die über der Erde wachsenden Früchte um diese Zeit säen. Am Lechraim gedeihen nach dortiger Meinung die Obstbäume, welche zur Zeit des wachsenden Mondes blühen, ganz besonders, da dann „ihre Blüte recht schöpfen“ kann. Vom Vollmonde an fließen die Säfte in den Pflanzen wieder abwärts; deshalb soll man dann mähen, damit das Gras schnell zu Heu werden, soll Holz schlagen, welches rasch trocknet, soll jäten, weil es dann rasch verdirbt, aber auch jene Früchte anbauen, welche unter der Erde wachsen. Überhaupt standen die gewöhnlichsten Handlungen in vielfacher Beziehung zu dem zu- oder abnehmenden Monde. Die Autorität, die er besitzt, wird uns schon klar dadurch, daß ihn bayrische und Schweizer Bauern „Herr Mân“ nennen und die Oberpfälzer vor dem aufgehenden Monde den Hut abnehmen. Auch die Kirche scheint den Dienst einer Mondgöttin durch die Verehrung von Heiligen, der hl. Nothburga, welche mit einer Sichel über dem Haupte abgebildet wird, der hl. Mathilde u. a., ebenso wie den Dienst der Sunna (Sonne) durch die Verehrung der mit einem Rade abgebildeten hl. Katharina ersetzt und verdrängt zu haben.

Mit dem Dienste der Götter waren, wie überall, auch bei den alten Germanen Opfer verbunden, auf welche vorübergehend schon da und dort hingewiesen wurde. Die Wörter Ziefer und Ungeziefer stehen damit in Zusammenhang; denn Ziefer heißen alle opferbaren Tiere und opfermäßigen Pflanzen, Ungeziefer aber diejenigen, welche die Götter als Opfer verschmähten.

Zum spezielleren Dienste der Götter waren gar häufig auch Frauen verwendet, da die Germanen in denselben etwas Heiliges und Vorschauendes verehrten. Dieser echt deutsche Charakterzug kommt auch heute noch überall durch die höhere Wertschätzung der Frauen zum Ausdruck. Die ihnen von den Alten zuerkannte Sähigkeit, in die Zukunft zu schauen, tritt besonders deutlich zu Tage in der im Volksmunde vielgenannten „Sybilla Weiß“, welche zwar christlichen Vornamen, sonst aber ganz heidnisches Wesen trägt, ja sogar an Brunhilde erinnert. Die Pathin heißt mundartlich auch

Gode (Godi = im Norden Priester); sie muß, wenn die Eltern gestorben, ihre Pfleglinge den Glauben lehren, also fast priesterliches Amt übernehmen und führt den Namen also ganz mit Recht.

Opfer wurden auch dargebracht, um ein Bündnis zu heiligen. Die Bundesbrüder traten dann zum Zeichen ihres Einverständnisses und der Unverbrüchlichkeit ihrer eingegangenen Verpflichtungen auf die ausgebreitete Haut des geschlachteten Opfertieres, welche Bursa heißt. Die Genossenschaft der Kaufleute führt daher den Namen Börse, die der Studenten Burschenschaft.

Am Julabend pflegte man den Becher auf Bragis Minne zu leeren und dabei eine kühne, im Laufe des eben beginnenden Jahres auszuführende That zu geloben: deshalb wurden auch Verträge durch ein Bragi, allgemeiner den Göttern gespendetes Trankopfer geheiligt. Noch jetzt ist üblich, Verträge durch einen sog. Weinkauf zu bestärken; ja sie gelten oft nicht einmal als zu stande gekommen, wenn dieser gemeinsame Trunk nicht stattgefunden.

Das Opfer, das den Göttern gebracht wurde, machte sie nicht selten geneigt, ihren Willen zu offenbaren, sehr häufig durch Träume. Auch uns erscheinen Träume im neuen Haus, in der Hochzeits- und Neujahrsnacht bedeutsam. Doch waren, wie überall, so auch bei den alten Germanen die regelmäßigen Vermittler zwischen Göttern und Menschen die Priester und sie hatten, wie sie wohl glauben machten, von Odin zum Zwecke dieser Vermittelung Anweisung in Zauberkünsten erhalten. Die in Stäbchen eingeritzten Zeichen, Runen, spielten hierbei eine Hauptrolle. Die Zauberstäbchen kennen auch wir noch in den Händen der Magiker, wenn sie auch hier nicht mehr zaubern, sondern nur die Aufmerksamkeit der Zuhörer ablenken sollen und von den Runen wird auch heute noch eine nicht selten als Unterschrift gemacht; es ist die folgende X, von dem des Schreibens unkundigen Bauern allerdings etwas unrichtig + ausgeführt — sie heißt „Name, Wesenheit, Eigentum“ und beweist, daß auch in dem „von der Kultur noch nicht beleckten“ Bauern ein Verehrer altgermanischer Sitte steckt. Im Gebrauche des Schriftkundigen hat sie sich als Herr N. N. erhalten. Daß der Runenzauber sehr wirksam gewesen sein soll, erzählt Odins Runenlied und wir dürfen uns nicht wundern, wenn das abergläubische Landvolk auch heute im Besitze von gedruckten sog. Segen (= Zauber-

sprüchen, Gebeten u. s. f.) sich gegen alles Unglück gefeit glaubt. Zum Wahrsagen dienten im deutschen Heidentume auch die Singernägel, indem man Runen und Zeichen in dieselben einkritzte. Auch heute werden die Singernägel nicht selten mit fragendem Blicke betrachtet; denn die Abschieferung der Nagelhaut und die dabei wechselnde Särbung des Nagels gilt als Vorbedeutung von Glück oder Unglück.

Hier sei auch noch einiger Gebräuche gedacht, welche ohne ausgesprochen religiösen Charakter zu tragen, sich bis in die heutige Zeit erhalten haben.

Es gilt vieler Orts als zum guten Ton gehörig, daß junge Mädchen keinen goldenen Schmuck tragen; Silber und anderes Metall, sowie Steine, mit Ausnahme von Diamanten, sind gestattet. Diese Sitte rührt davon, daß in ältester Zeit die Jungfrau erst dann mit Gold geschmückt wurde, wenn sie Braut ward, wie die Edda beweist, wo Gudrun sagt: „Maid war ich der Maide, Mutter mich zog hold im Hause, liebte heiß die Brüder, bis mich Gjuki mit Golde schmückte und gab Sigurden.“

Die hausväterliche Gewalt, unter welcher die Jungfrau zu Hause stand, hieß munt, d. h. schützende, aber auch beschränkende Hand, und der Vormund (= Vorhand) ist derjenige, der die Rechte dieser hausväterlichen Gewalt ausübt. Bei der Vermählung wurde dann die munt vom Vater auf den Bräutigam übertragen und als Symbol dazu der Schuh benützt; der Bräutigam brachte den Schuh der Braut, welche sobald sie ihn anlegte, ihm unterworfen war. Davon ist in der Gegenwart noch die Sitte übrig, der Braut als Brautgeschenk nebst anderem auch Schuhe zu geben, und der Ausdruck „Pantoffelherrschaft“, nach welcher also der Mann in den Schuh der Frau getreten ist, gründet sich auf jene altdeutsche Mundschaftsübertragung. (Vgl. auch das Sprichwort: Morgenstund hat Gold im Munt = in der Hand.)

Da die Alten es für schimpflich hielten, wenn ein Witwer eine zweite Ehe einging (im 4. Jahrhundert verbot sogar eine Kirchenversammlung den Geistlichen, bei der Hochzeitfeier einer zweiten Ehe anwesend zu sein —) so war es nicht selten, daß vorkommenden Falls die Mißbilligung laut und durch allerlei dem Brautpaare zu, gefügten Unfug Ausdruck gegeben wurde. Die strenge Beurteilung

ist verschwunden, damit auch die mißbilligende Meinung, aber der Gebrauch ist geblieben und hat sich sogar auf die erste Ehe ausgedehnt; denn der Polterabend ist der Rest jener strengen Anschauung.

Zum Schlusse sei noch gestattet, darauf hinzuweisen, daß auch unsere Kinder an den Resten altgermanischen Heidentums sich entzücken. Denn die meisten unserer Märchen, mit deren Erzählung wir sie erfreuen, stammen aus grauer Vorzeit, sind zum Teil mythologischen Inhalts, wenn auch ihre Form sich dem Laien fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.

So muß das Dornröschen als Brunhilde in der Sigurdsage erkannt werden; beide schlafen einen tiefen Schlaf, Brünhilde von der wabernden Lohe, Dornröschen von der Hecke umgeben; der sie erlösende Ritter wagt einen gefährlichen Ritt, in der einen Erzählung durch die Flammen, in der andern auf der schmalen Burgmauer. Die meisten Frauen im Märchen werden unschwer als Nornen, der Glasberg als die Eiswohnung und das ganze Märchen, wie die alte Mythe als eine Allegorie für den Winterschlaf der Erde und die Erweckung durch den Frühling zu erkennen sein.

Die Nornen haben sich auch erhalten in den Sagen von drei Schwestern, die als Gutthäterinnen des Ortes und der Kirche gelten, gleichwohl aber verdammt sind und in einem versunkenen Schlosse der Erlösung harren. Die Sage hat in verschiedenen Gegenden Deutschlands verschiedene Ausschmückung erfahren, läßt aber nirgend ihre Identität verkennen. Die Schwestern heißen überall Einbett, Wilbett und Warbett oder wenigstens ähnlich.

Die Sage vom ewigen Juden ist aus der vom wilden Jäger entsprungen, und im badischen Schwarzwald glaubt man sogar, daß der ewige Jäger mit dem ewigen Juden identisch sei. Die großen Schuhe sind Nachklänge von des mythischen Widars großem Schuh. (vergl. S. 10.)

Der König Bröselbart oder Drosselbart im Märchen ist schon durch seine äußere Erscheinung leicht als Odin wieder zu erkennen, ebenso der „Knüppel aus dem Sack“ als sein Speer.

Auch die Siebenmeilenstiefel des Märchens fußen in der Mythologie; die S. 12 erwähnte Haddingsage, in welcher Odin

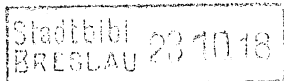
seinen Schützling mit riesiger Geschwindigkeit durch die Lüfte entführt, sowie die Nibelungensage, in welcher Siegfried in einem Tage und in einer Nacht in das ferne Nibelungenland fuhr, zeigen die gleiche wunderbare Geschwindigkeit.

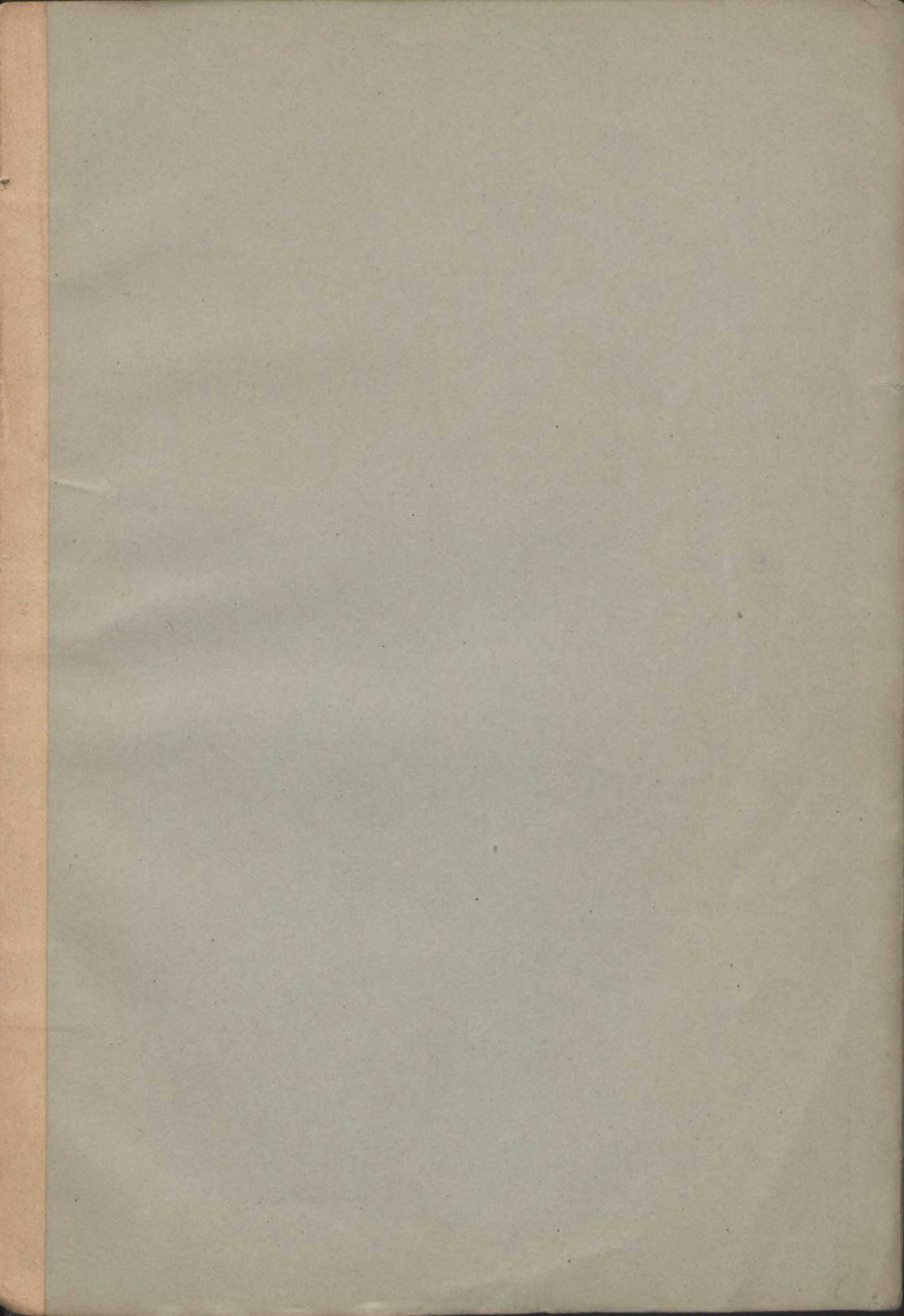
Das Volkslied von Dellinger und dem Türken hat uns die uralte Mythe von dem Kampfe zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Sinsternis erhalten, wie auch das Märchen vom Mann im Mond seine nachweisbaren Wurzeln schon in der jüngeren Edda hat. Sogar der Däumling existiert schon in der Mythe, wo Thór sich bei Hymir in den Däumling des Riesenhandschuhes versteckt. Die neuere Zeit hat überhaupt dargethan, daß ungemein viele Märchen und Sagen, die in verschiedenen Gegenden der deutschen Lande verschieden erzählt werden, innere Verwandtschaft haben und ihren gemeinsamen Ursprung in der Götter- und Helden Sage finden.

Am Schlusse unserer Abhandlung angekommen, werden wir uns der Überzeugung nicht verschließen können, daß, nachdem die ursprünglichen Naturwesen, Naturkräfte und Naturerscheinungen sich in Göttergestalten, die vielfach mit einander im Kampfe liegen, umgebildet haben, daß der im Volke so tief wurzelnde Naturkultus von dem Christentum nur sehr schwer auszurotten war. Wir können deshalb auch die Verordnung des Papstes Gregorius für die Glaubensboten unter den Deutschen nur billigen und müssen den weitschauenden Blick und die Klugheit des Pontifex (d. h. Brückenmacher; der Regenbogen war bei den Germanen Bifröst [bebende Rast oder Wegstrecke] die Brücke, welche von den Menschen zu den Göttern, von der Erde nach Walhallä führte) bewundern, wenn er sagt: „Zerstört nicht den Leuten ihre heiligen Opferstätten und Tempel, sondern verwandelt sie einfach in christliche Kirchen, damit das Volk, welches nun einmal gewohnt ist, diesen Ort als heilig zu betrachten, die überlieferte Verehrung auf das christliche Gotteshaus übertrage! Die heidnischen Opfer und Opferschmäuse verwandelt in fromme Festessen zu Ehren der christlichen Heiligen!“

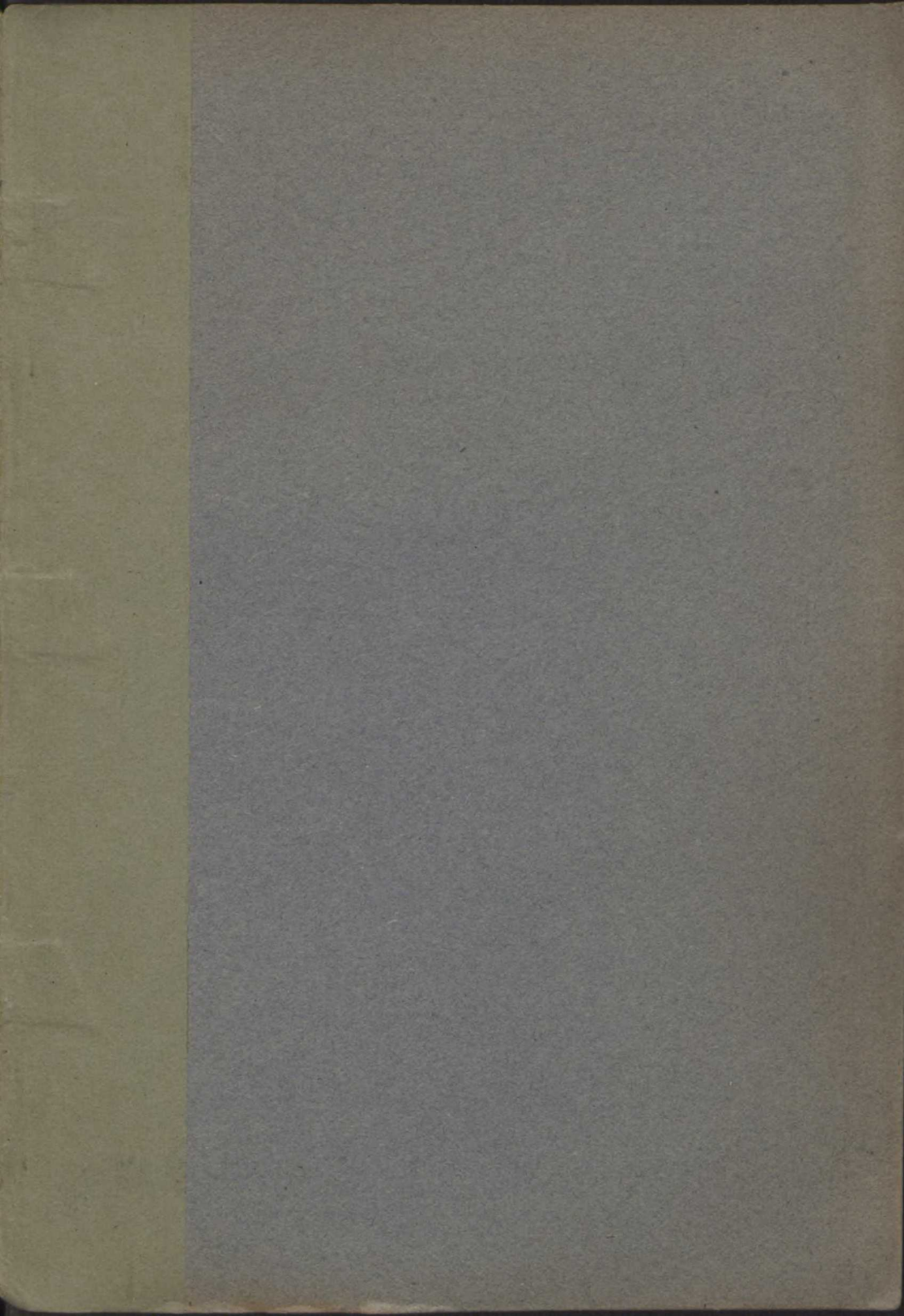
Wohl mag mancher Orten diese Mahnung befolgt und manche rohen, oben abgeplatteten Selsblöcke mit eingehauenen Vertiefungen, welche als Opferkessel gedient hatten, mögen später mehr ausgearbeitet und in Taufkessel umgewandelt worden sein, wie das von der riesigen steinernen Tauffchale bei den Ruinen des Klosters

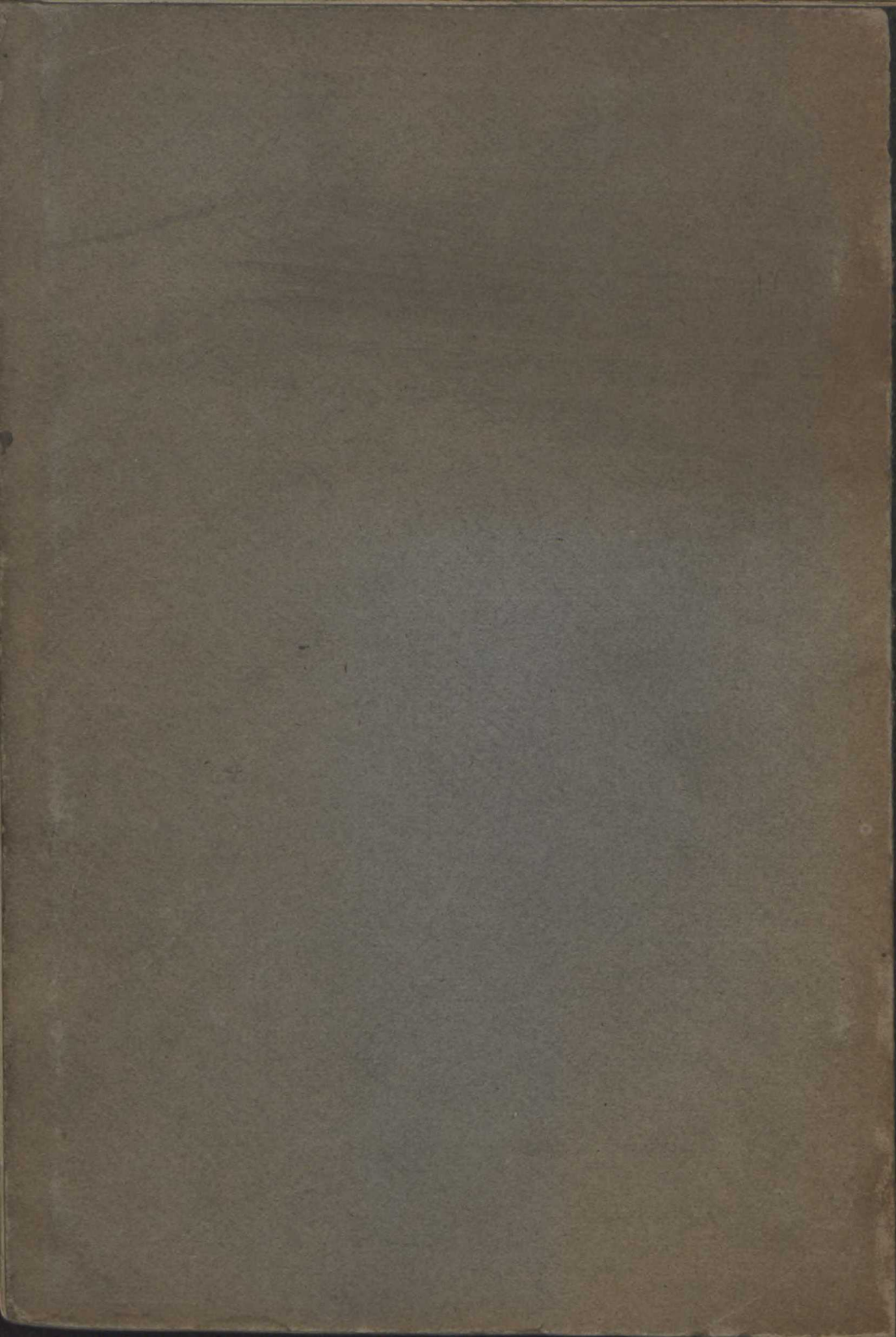
Paulinzelle und von der sog. Schwabenschüssel in Speier angenommen wird (das bronzene Teufelsbecken auf dem Markte zu Goslar hat wahrscheinlich gleichen Ursprung). Immerhin aber war die Hauptwirksamkeit der Bekehrer darauf gerichtet, die Reminiscenzen aus heidnischer Zeit zu vertilgen, obwohl dem Volke für seine heidnischen Gebräuche auch außerhalb des eigentlich religiösen Lebens, außerhalb der Gottesverehrung, z. B. den Hauptereignissen des Familienlebens, bei Geburt, Hochzeit, Tod, bei den Thätigkeiten der Jagd, des Ackerbaues, der Viehzucht, des Spinnens u. s. w. ein gewisser Spielraum blieb. Die zähe Beharrlichkeit, mit welcher die Germanen ihren Sitten und Gebräuchen treu blieben, mag schließlich aber doch auch in den Bekehrern zur Überzeugung geführt haben, daß es leichter sei, die heidnischen Sitten durch Hinübernahme in kirchliche Ceremonien oder durch Überweisung auf weltliches Gebiet unschädlich zu machen, als sie auszurotten. Die Umdeutung in christlichem Sinne ist nun nicht überall auf gleiche Weise erfolgt und gleich gut gelungen; aber der Zweck, die heidnischen Beziehungen vergessen zu machen, ist so vollständig erreicht worden, daß es heute einer eigenen Wissenschaft bedurfte, um die ursprüngliche Bedeutung und Beziehung wieder herauszufinden. Außerdem sind manche Sitten, Gebräuche, ja, alles, was man Aberglauben nennt und was der Hauptmasse nach der letzte Rest des Heidentums ist, für uns vollständig unverständlich geworden — doch aber geblieben; erst unserem alles nivellierenden Jahrhundert war es vorbehalten, auch diese Reste alter Zeit zu zerstören, und heute verschwindet auch mit der zunehmenden Aufklärung bei dem größten Teile des Volkes der letzte Glaube an die alte Geisterwelt mit ihrem wilden Jäger, den Kobolden, Hexen und Drachen. An uns wäre es, die Reste auch der Zukunft zu retten!





Q 820/18







Biblioteka Uniwersytecka
we Wrocławiu

1080863

II

Dürmayer

Reste altger-
manischer Hei-
dentums in un-
seren Tagen.

1883

H
224

